Lessings Stellung zur Religion und zum Christentum ist eine Frage, an der man im Unterricht in Prima nicht vorbeigehen kann. Sie liegt im Bereich zweier Unterrichtsfächer, der Kirchengeschichte als eines Teils des Religionsunterrichts und des deutschen Unterrichts. Hier sowie in vielen andern Fällen zeigt es sich, wie günstig es ist, wenn, wie am hiesigen Gymnasium nun schon seit geraumer Zeit, diese beiden Fächer demselben Lehrer anvertraut sind.

Die „Beiträge", die ich Berufsgenossen und Freunden unserer Anstalt hier bieten zu dürfen glaube, sind aus langjähriger Unterrichtspraxis in beiden Fächern erwachsen. Sie erheben nicht den Anspruch auf irgend welche sachliche Vollständigkeit. Sie sind, da unerwartete Hindernisse die mir zu Gebote stehende Zeit einschränkten, mehr als sie sollten, fragmentarisch geblieben und nicht recht abgerundet. Dennoch habe ich sie zu veröffentlichen mich entschlossen, da sonst die gleiche Gelegenheit sich mir wohl nicht wieder bieten würde.

Durch Betrachtung und eingehendere Erörterung einiger Hauptpunkte möchte ich zu zeigen versuchen, wie wir Lessings „Nathan" aufzufassen und zu beurteilen und dem entsprechend auch in der Schule zu behandeln haben, die wir der Überzeugung leben, daß das Christentum, freilich nicht alles, was so genannt wird, aber doch das echte, lebendige, triebkräftige, durch die Tat sich beweisende Christentum das Höchste und Beste in der Welt ist, die organische und harmonische Einheit echtester Frömmigkeit und reinster Sittlichkeit, unüberbietbare, weltüberwindende Wahrheit Gottes, und die dabei doch Lessing, dem ernsten Wahrheitssucher, der dies Christentum nicht gekannt hat, nicht nur gerecht werden wollen, sondern auch ihm dafür danken, daß er einen „Nathan" geschrieben hat.

Paul Wernle hat in einer auf umfassender Kenntnis aller uns zugänglichen Äußerungen Lessings beruhenden, gründlichen Untersuchung über „Lessing und das Christentum" (Tübingen, Mohr 1912) die ganze Schwierigkeit dieser Frage gezeigt. Für die Schule ergibt sich daraus, wie vorsichtig und zurückhaltend wir in dieser Sache sein müssen. Die eigentlichen Probleme liegen doch jenseits des Gesichtskreises der Schüler, wenn man auch Primanern, die reifer sind als die meisten, mit denen wirs in der Regel zu tun haben, vielleicht manche Fingerzeige und Andeutungen geben kann.

Aber der „Nathan" muß in der Prima gelesen, besprochen, fruchtbar gemacht, die Schüler müssen angeleitet werden zu einem die üblichen einseitigen und unzureichenden oder geradezu unrichtigen, tendenziösen Auffassungen weit hinter sich lassenden Verständnis des bedeutenden und eigenartigen Lehrgedichts.

Zur Vorbereitung der Lesung genügen einige kurze, richtig gewählte Mitteilungen aus Lessings Leben, hauptsächlich einige bezeichnende Aussprüche. Zunächst sein Bekenntnis über seine Stellung zum Christentum im Briefe an seinen Vater, Berlin, den 30. Mai 1749. Schon hier macht er zum Maßstabe für die Wahrheit des Glaubens die Bewährung im Leben mit besonderer Betonung der Feindesliebe als der spezifischen Forderung des Christentums, durch die es andere Religionen überbietet; und er erkennt, daß traditionell ererbte Religion nicht schon die Triebkraft des sittlichen Lebens in sich enthält. Hinweisen mag man auch auf den seinen „Gedanken über die Herrnhuter" (geschrieben wahrscheinlich 1750) zu Grunde liegenden Satz: „Der Mensch ward zum Tun und nicht zum Vernünfteln geschaffen." Im Gegensatz zu vielen in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geschichte der Weltweisheit und der Religion hervorragenden Begebenheiten und Erscheinungen findet er bei den Herrnhutern die Befolgung dieses Satzes. Sodann ist hier wichtig, was er an seinen Bruder Karl am 2. Februar 1774 schrieb: „Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will." An dem damals gerühmten, als großer Fortschritt gepriesenen Christentum der Vernunft konnte er weder das Christentum noch die Vernunft entdecken.

Im engen Zusammenhang mit diesem seinem Urteil über die alte Orthodoxie und den als „Aufklärung" gepriesenen Vernunftglauben steht die Veröffentlichung der Wolfenbütteler Fragmente, wegen der er von denen, die für Gott zu eifern glaubten, aber im Unverstand, so heftig angegriffen ward. Er wollte das Wesen des Christentums zu erforschen anspornen und der theologischen Wissenschaft einen kräftigen Antrieb geben, den unfruchtbaren Gegensatz von Supranaturalismus und Rationalismus zu überwinden. Der Verfasser jener sogenannten Fragmente, so urteilt er, sei dem Ideal eines Bestreiters des Christentums sehr nahe gekommen; ein in jener Zeit begreifliches Urteil, dem wir uns jetzt freilich nicht mehr anschließen können. Nun möge gegen ihn ein Mann auftreten, der dem Ideal eines Verteidigers des Christentums noch näher komme. Ernstlich verwahrt er sich gegen die Verdächtigung seiner Absichten mit Berufung auf das Wort des Hieronymus: „O impudentiam singularem! medicum accusant, quia venena prodiderit."

Freilich entsprach der Erfolg der Veröffentlichung keineswegs seiner Erwartung und Hoffnung. Seine Gegner, von ihm in die Enge getrieben, wandten ein leider auch sonst schon in ähnlichen Fällen öfter gebrauchtes Mittel an. Sie schützten sich gegen fernere Angriffe von seiner Seite und machten dem literarischen Streit ein jähes Ende. Sie benutzten die ihnen zu Gebote stehende Macht, indem sie das Braunschweigsche Ministerium dazu veranlaßten, daß es ihm ohne höhere Genehmigung etwas weiteres in dieser Sache, sei es im Lande oder außerhalb des Landes, drucken zu lassen verbot.

Wir müssen es auch in der Schule offen aussprechen, wie wir jetzt über ein solches Verbot zum Schutze der geltenden Kirchenlehre urteilen. Wir müssen darin ein den Urhebern freilich nicht wirklich bewußtes, uns aber doch deutlich erkennbares Zeichen der Schwäche und des Kleinglaubens sehen. Man tut der Wahrheit keinen Dienst, wenn man ihre Bestreitung durch solche Mittel hindert. Das Christentum hat in den ersten Jahrhunderten seines Bestandes wiederholt die ganze Polizeimacht des römischen Weltreichs gegen sich gehabt, und gerade damals hat sich unser Glaube als der Sieg erwiesen, der die Welt überwindet.

Lessing wußte sofort, was er nun noch tun konnte und sollte zur Fortführung der mit dem Ernst des Wahrheitssuchers und lebhaftestem Interesse begonnenen Fehde. Er verfaßte seinen „Nathan", um zu sehen, ob man „ihn auf seiner alten Kanzel, dem Theater, noch ungehindert werde predigen lassen."

Aus dieser Situation, aus diesen Vorbedingungen ist sein „Nathan" zunächst zu erklären und zu verstehen. Daraus erklärt sich auch die von vornherein auffallende, von vielen gar nicht verstandene, ja ihm zum schweren Vorwurf gemachte, als Parteilichkeit und Ungerechtigkeit gegen das Christentum bezeichnete Darstellung der Vertreter der drei monotheistischen Religionen.

Aber auch wenn es wahr wäre, daß Lessing hier sich als ein Feind des Christentums zeigte, so würden wir immerhin noch viel aus seinem „Nathan" lernen können. Wer sich auf seinen wahren Vorteil versteht, der kann, wie Schiller uns lehrt, auch den Feind nützen; denn dieser lehrt mich, was ich soll.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und Lessing ist doch nicht etwa ein Feind des Christentums, sondern ein ernster Wahrheitssucher, der auch mit seinem „Nathan" der Wahrheit einen Dienst tun will. Im ganzen Bereich des Christentums sieht er, der scharfsichtige, ernste und strenge Kritiker, soviel Talmiware, so wenig echtes Gold. Er sähe so gern das Ideal verwirklicht, das vor den Augen seines Geistes steht.

Schiller hat Goethe gegenüber bekannt: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt" — hier merkt man den mit ästhetischem Maßstabe messenden Dichter — „weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind." Allerdings, optimi corruptio pessima. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Je heiliger und wertvoller eine Sache ist, um so schlimmer ist ihre Verunstaltung.

Wems Ernst ist mit dem Christentum, dem ists um die ganze Wahrheit zu tun und nicht um den Schein. So muß ihm alles daran liegen, daß über allerlei Erscheinungen im Bereiche des Christentums unbefangen die Wahrheit gesagt werde, und er wird auch auf Urteile, die er nicht als durchweg wahr und zutreffend anerkennen kann, doch das Wort des Apostels anwenden (1. Thess. 5, 21): *„πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε."*

Dies alles wollen wir bedenken, wenn wir uns unter Lessings Kanzel setzen und die Predigt anhören, die er uns hält. Nicht für Juden oder Muhamedaner hält er diese seine Predigt, sondern für Leute, die Christen sein wollen, sich für Christen halten. Und namentlich hat er es dabei auf „den christlichen Pöbel" abgesehen. Das bekennt er selbst in dem erst nach seinem Tode veröffentlichten Entwurf zu einer Vorrede. Offenbar hat hier „Pöbel" den Sinn von profanum vulgus; vgl. „homines imperiti et profani" im 20sten Artikel der Augsburger Konfession. Es sind die Leute, die ganz ohne Sinn und Verständnis für das Wesen der Religion und des Christentums und namentlich für die durch das Christentum uns gestellte unendliche Aufgabe sich für Christen halten und dem entsprechend alle, die sich nicht zum Christentum bekennen, deshalb verachten und, ohne sie auch nur zu kennen, ihnen von vorn herein alles Schlechte zutrauen. Vgl. Evang. Luc. 18, 9.

Wer Lessing anklagt, daß er in seinem „Nathan" gegen die Christen parteiisch sei, insofern er Licht und Schatten in Darstellung der Charaktere nicht gerecht verteilt habe, der hat des Dichters Absicht nicht verstanden. Man hat umgekehrt zur Rechtfertigung Lessings mit Recht auf die Erzählung vom barmherzigen Samariter verwiesen. Und Lessing selbst lag der Gedanke an diese Analogie nicht fern. Denn er hat nach Vollendung seines „Nathan", wenn auch wohl nur vorübergehend, an eine dramatische Bearbeitung dieser Erzählung gedacht, in der „der Priester und der Levit eine brillante Rolle spielen sollten."

Lessing hat doch durchaus nicht die Absicht, die drei monotheistischen Religionen, Christentum, Judentum und Islam, in ihrem ganzen Wesen und allen aus diesem Wesen entspringenden Äußerungen und Wirkungen mit einander zu vergleichen, und nachdem er so gegen einander ihren Wert abgewogen, dann die Frage zu entscheiden, welche von diesen drei Religionen die wahre oder doch die höchste und beste sei. Hätte er das gewollt, so müßte das Drama einen ganz andern Inhalt haben. Für keine dieser drei Religionen hat er sich diese Aufgabe gestellt. Wir sollen auch gar nicht die hier auftretenden Muhamedaner als Vertreter des Islams, Nathan und Recha als die des Judentums ansehen.

Nein, Christen aller Art sind es, die er sich als Hörer seiner Predigt denkt, auf sie will er wirken; vor allem will er die, welche von der Vortrefflichkeit, nicht etwa des wahren und echten Christentums, sondern ihres eigenen Glaubens überzeugt sind, zum Nachdenken, zur Prüfung ungerechter Vorurteile, zur Selbsterkenntnis und zu gerechtem Urteil anregen und ihnen dazu helfen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darum führt er uns Vertreter des Christentums vor, durch die, was eigentlich das Christentum sein soll, will und kann, nur sehr wenig, nur unvollkommen zur Darstellung kommt, ja zum Teil sogar in sein Gegenteil verkehrt ist. Daß es solche Leute gegeben hat und gibt unter denen, die Christen heißen und sich dafür halten, kann kein unbefangen urteilender Welt- und Menschenkenner leugnen. Und weil er auf Christen wirken und deren Vorurteile bekämpfen will, stellt er jenen als Lichtgestalten, als edle, in reiner Gesinnung das Gute verwirklichende Charaktere Personen gegenüber, die zwar nicht eigentlich als Vertreter des Islams oder des Judentums angesehen werden dürfen, aber doch, auf dem Boden des Islams oder des Judentums aufgewachsen, nachdem sie sich zu einer reineren und vollkommeneren Religion erhoben, sich von der Religion ihrer Väter nicht losgesagt haben. Er tadelt es scharf, daß der „christliche Pöbel" solche Leute in einem „abscheulichen Lichte" zu sehen pflege, d. h. sie gar keiner edeln und tugendhaften Gesinnung für fähig halte.

Leider hat ja freilich sogar Augustinus, weil er, von dem richtigen Satze „omne bonum aut ex Deo aut Deus ipse" ausgehend, die Wirksamkeit der Gnade Gottes nur innerhalb des Bereichs der Kirche und in keiner Weise außerhalb der Schranken derselben für möglich hielt, zu der Meinung Anlaß gegeben, daß die Tugenden der Heiden nur splendida vitia gewesen seien.

Und die gleiche Auffassung liegt diesem Vorurteil des christlichen Pöbels, von dem hier Lessing redet, zu Grunde. Dieses nach seiner Überzeugung ungerechte Vorurteil zu widerlegen, stellt er den Vertretern des Christentums einen Saladin, eine Recha und vor allem als Verwirklichung eines hohen Ideals der Frömmigkeit und der Sittlichkeit einen Nathan gegenüber. Er gibt uns damit freilich nicht einen für die geschichtliche Wirklichkeit gültigen Beweis, daß tatsächlich solche Charaktere, solche Gesinnungen außerhalb des Bereichs des Christentums geschichtlich nachweisbar jemals gewesen, aber doch einen wirksamen Antrieb zum Nachdenken und zur Prüfung und zur vorurteilslosen, neidlosen, von aller Engherzigkeit freien Beurteilung alles dessen, was außerhalb des Christentums jemals edel, groß und gut gewesen oder ist.

Lessings „Nathan" ist ja nicht ein Geschichtswerk, sondern ein Drama. Auch dem historischen Drama muß, weil es als Drama Vergegenwärtigung einer Handlung ist, eine größere Freiheit gegenüber der Geschichte zugestanden werden als dem historischen Roman. Aber Lessings „Nathan" ist nicht ein historisches Drama, sondern freie dichterische Gestaltung einer Idee.

Niemand darf gegen Goethes „Iphigenie" den Vorwurf erheben: eine solche Gestalt, wie seine Iphigenie ist, war auf dem Boden des Griechentums unmöglich. Denn Goethes „Iphigenie" ist als ideales Kunstwerk durchaus zeitlos. Lessings „Nathan" ist freilich viel enger mit dem geschichtlichen Zusammenhang, in den die Handlung hineingestellt ist, verflochten und darin festgelegt. Aber das Recht der freien Ideendichtung und der um die geschichtliche Wirklichkeit unbekümmerten Darstellung und Erfindung von Idealgestalten darf Lessing als Dichter ebenso für sich in Anspruch nehmen wie Goethe.

Keines der Lessingschen Meisterdramen ist ohne Tendenz. Wohltuend und erfreulich ist uns die nationale und patriotische Tendenz in seiner „Minna". Wohl berechtigt und eine ernste Mahnung und Warnung ist die Tendenz seiner „Emilia", der die scharfe Herbigkeit des Schlusses den wirksamsten Ausdruck gibt. Noch weit mehr ist „Nathan" Tendenzdrama und soll es nach des Dichters Absicht auch sein. Er hat selbst dies Drama „einen Sohn seines Alters, den die Polemik entbinden half" genannt, er hat es nicht als ein Schauspiel bezeichnet, sondern wohl ganz mit Bedacht ein dramatisches Gedicht genannt. Er hat uns damit zu verstehen gegeben, daß er sich hier nicht sowie in den vorangehenden Dramen an die Regeln der Kunst gehalten hat, die sich aus dem Wesen des Dramas von Natur ergeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn wir mit dem strengen, aus dem Wesen des Dramas entnommenen Maßstab messen, so stoßen uns hier manche Unwahrscheinlichkeiten auf, wir vermissen mehrfach die zureichende Motivierung. Mit den Angaben, die Daja (I, 6) über den Tod ihres Mannes macht, stimmt es nicht, daß sie Recha in ihrer Kindheit gepflegt hat (V, 6). Recht unwahrscheinlich dünkt es uns, daß Nathan, der es für eine sehr ernste und gewichtige Aufgabe hielt, Recha in seinem Glauben zu erziehen, ihr so lange Zeit schon eine Daja zur Gesellschafterin gab und dieser dadurch die Möglichkeit gab auf Recha ihren Einfluß auszuüben. Wenn Saladin, wie wir hören, sonst nie einen Tempelherrn begnadigte, sondern alle, die in seine Hände fallen, töten läßt: wie paßt das zu dem Bilde seines Charakters, das uns Lessing gibt: „der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre" (IV, 4)? Und der Unwahrscheinlichkeiten mehr als eine stoßen uns auf in der Lebensgeschichte Assads. Wenn Saladin noch nach so langer Zeit diesen entschwundenen Bruder so treu liebt und in Ehren hält, so sind wir doch geneigt, anzunehmen, daß Assad ihm auch im Charakter ähnlich gewesen sein muß. Wie sollen wirs nun damit reimen, daß eben dieser Assad nicht nur einer Christin zu Liebe Christ geworden ist, sondern sich damit auch so ganz von seinem Land und Volk losgesagt hat, daß er, später aus Deutschland wieder in seine Heimat zurückgekehrt, dem ihn so treu liebenden Bruder gar kein Lebenszeichen mehr gegeben haben, ja gegen sein eigenes Land und Volk, gegen den eigenen Bruder gekämpft haben soll? Gesagt wird das zwar nicht, aber es ergibt sich aus der Erzählung des Klosterbruders (IV 7).

Freilich sind dies größtenteils Tatsachen und Begebenheiten, die nicht auf der Bühne zur Darstellung kommen, sondern *ἔξω τοῦ μυθεύματος* vgl. Aristoteles in der Poetik p. 1454 b zu des Sophokles „König Ödipus" v. 112 ff. Aber innerhalb der dramatischen Handlung liegt es, daß der Patriarch sich zur Erreichung seiner Zwecke des Laienbruders Bonafides bedient, wodurch der Dichter freilich einen wirksamen Kontrast der Charaktere und ein geeignetes Mittel, diese zu zeichnen, gewinnt. Aber als Handlung betrachtet ist dies doch nicht hinreichend begründet, ja recht unwahrscheinlich.

In einem Bühnenstück, das recht eigentlich Drama sein soll, hätte sich schwerlich Lessing solche Freiheiten gestattet. Da war für ihn maßgebend die Lehre des Aristoteles: *ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ ὁ μῦθος* (= *σύστασις πραγμάτων*) *τῆς τραγῳδίας, δεύτερον δὲ τὰ ἤθη.* Aber hier erlaubt er sich diese Freiheiten, weil er darauf rechnet, daß die Idee, in deren Dienst die ganze Handlung und die Darstellung der Charaktere steht, uns so in Anspruch nehmen, interessieren, ergreifen werde, daß wir — und so geht es den Meisten — diese Unwahrscheinlichkeiten gar nicht merken, sie übersehen, oder sie dem Dichter gern verzeihen. Denn er will uns nicht noch einmal ein vollendetes Kunstwerk der dramatischen Technik bieten; daß er dies kann, wenn er es will, hat er genugsam bewiesen. Hier will er von der Bühne herab durch Anwendung all der Mittel, die ihm hier zu Gebote stehen, die hier wirken, uns lehren, mahnen, innerlich anfassen, für seine Überzeugung gewinnen, kurz: er hält hier auf seiner alten Kanzel eine Predigt.

Und darum meine ich, daß auch für die Behandlung in der Schule „Nathan" nicht hauptsächlich als Muster der dramatischen Kunst, obwohl auch diese zu studieren und zu bewundern hier oft genug Gelegenheit ist, sondern als Lehrgedicht, als Predigt zu betrachten ist.

Es sei mir nun gestattet, zunächst so dem Gang der Handlung zu folgen, daß ich darlege, welche Stellen und Worte meines Erachtens die bezeichnendsten sind, insofern sich an sie eine Betrachtung dessen knüpft, was uns Lessing hier lehrt. Freilich halte ichs nicht nur für erlaubt, sondern geradezu für Pflicht des Lehrers, wenn nicht Lessings Glaubensbekenntnis das unsere sein soll, sondern wir von ihm gern und willig lernen wollen, ohne unsere wohlbegründete Überzeugung ihm zu Liebe aufzugeben, auch gelegentlich in Kürze anzudeuten, was hier bei Lessing einseitig ist, ja was wir dagegen einzuwenden haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

I, 1 und 2. Im Mittelpunkt des Interesses steht zu Beginn der Handlung die wunderbare Rettung Rechas aus der Feuersbrunst. Nathan erkennt sogleich, als er hört, daß ein von Saladin begnadigter Tempelherr diese Rettung vollbracht habe, darin ein Wunder, das Gott bewirkt hat, insofern er es durch die von Saladins sonstigem Brauch ganz abweichende Begnadigung des Tempelherrn ermöglichte. Aus dem ausführlichern Bericht, den sodann Daja gibt, zieht Nathan den Schluß, daß er sich klar macht, was dies Ereignis, das mit all seinen absonderlichen Nebenumständen als ein Wunder erscheint, auf Recha für einen Eindruck gemacht haben muß. Er kennt seiner Tochter Gemüts- und Sinnesart. Das Ergebnis ist: sie schwärmt. Nun bestätigt ihm dies Daja und erklärt, daß Recha von einem Engel gerettet zu sein glaubt. Sie weiß, daß diese Vorstellung Rechas ein Wahn ist, aber sie bittet, Nathan möge seiner Tochter diesen süßen Wahn lassen, und Nathan selbst gesteht zu, daß auch ihm dieser Wahn süß sei. Dies wird uns bald nachher durch Recha bestätigt, als diese ihrem Vater gegenüber sich darauf beruft, er habe sie selbst gelehrt, daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben, solche Wunder, wie hier durch Sendung seines Engels, tun könne.

Hier ist nun als besonders wichtig hervorzuheben erstens die Betonung der Übereinstimmung der drei monotheistischen Religionen in dieser besonderen Ausprägung des Vorsehungsglaubens, sodann die Behandlung des Wunderbegriffs durch Nathan. Sein klarer und tief eindringender Gottesglaube, der das ganze Weltgeschehen in seiner weitreichenden Verkettung als Offenbarung des wunderbaren Wesens Gottes erkennt und fühlt, kommt hier in wahrhaft erhabenen Worten zum Ausdruck. Ähnlich wie in Schillers „Don Carlos" (III, 10) als ein Zeichen der Größe Gottes es gedeutet wird, daß sie sich vor dem Freigeist verbirgt, der nur das Naturgeschehen zu sehen glaubt, wird hier die Stetigkeit und alles im Zusammenhang haltende Kraft des göttlichen Wirkens zur Verwirklichung seiner uns heilbringenden Zwecke als das höchste und echteste Wunder gepriesen; zugleich wird ohne Bestreitung der im engeren Sinne so genannten, in den positiven Religionen betonten Wunder darauf hingewiesen, daß, wer, tief einblickend in den wunberbaren Zusammenhang des Weltgeschehens und diesen in seinem Kern erfassend, die stetigen echten Wunder erkennt, jener andern ganz entbehren kann. Und dann wird nachgewiesen, wie in der eigenartigen Verkettung der Umstände, durch die diese Rettung Rechas ermöglicht worden ist, sich die wunderbare Weisheit und Macht der voraus bedenkenden und das Entfernte zusammenfassenden, durch die ganze Welt durchgreifenden Vorsehung Gottes kundtut.

Nun ist es, was wohl zu beachten ist, hier nicht Recha, sondern Daja, die zu gunsten des Glaubens an ein besonderes Wunder im engeren Sinne des Wortes einen Einwand macht. Und dieser Einwand veranlaßt Nathan zu einer sehr ernsten und nachdrücklichen Warnung vor der Gefahr und dem Nachteil einer solchen Vorstellung. Einerseits nährt eine solche Vorstellung den Stolz des Menschen, der sich deshalb von Gott vor andern bevorzugt dünkt, und während er durch so gehegte und gepflegte Ichsucht sich von Gott innerlich entfernt, doch ihm viel näher zu sein wähnt als andere, weil Gott ihm vor andern eine besondere Gunst erwiesen habe. Und andererseits fehlt dann der wirksame Antrieb, für die Wohltat sich dankbar zu erweisen, während, wenn ein Mensch als Werkzeug Gottes die wunderbare Hülfe gebracht hat, die Wohltat sittlich fruchtbringender ist, weil sie uns die Pflicht der Dankbarkeit fühlbarer macht und wir auch Gelegenheit haben, dem menschlichen Wohltäter Dienste zu erweisen.

Die ganze, von Nathan trotz der Warnungen Dajas, die Recha zu schonen bittet, mit beharrlicher, zielbewußter Beurteilung des Erlebnisses und seiner Folgen durchgeführte Betrachtung des Sinns und Zwecks solches Ereignisses gipfelt in einem daraus sich ergebenden, sehr wichtigen Satze: Andächtig schwärmen ist weit leichter als gut handeln und daher bei schlaffen, d. h. willensschwachen, zum Handeln trägen und unlustigen Menschen so beliebt, weil sie sich dadurch der Pflicht gut zu handeln entziehen können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier haben wir einen der Hauptsätze der Predigt Lessings, einen Satz von durchschlagender und durchgreifender Wahrheit, gegen den wir keine Einwendung machen dürfen. Denn zu handeln, tätig zu sein ist unsere Bestimmung auch nach Bibelwort s. z. B. Matth. 5, 16. Ephes. 2, 10. Tit. 2, 14 u. ö.

Der Ausspruch Nathans reicht viel weiter, als hier ausdrücklich gesagt wird. Er darf nicht geltend gemacht werden gegen das Recht und den Wert einer Frömmigkeit von anderer Art, als Nathans und Rechas Frömmigkeit ist; einer Frömmigkeit, in der sich der enge Zusammenhang zwischen Religion und Dichtung, wie ihn im Gegensatz zum Rationalismus z. B. Herder fühlte und erkannte, wirksam zeigt, für deren Pflege die Musik, das geistliche Lied, eine große Bedeutung hat.

Jener Satz Nathans gilt überall als Kriterium, ob irgend welche Pflege der Frömmigkeit, irgend welche Gemeinschaft der Erbauung gesund und lebenskräftig oder nur ein „andächtig Schwärmen" und insofern als sittlich unfruchtbar, ja wohl gar schädlich zu verwerfen ist. Nichts ist Schwärmerei, was wirksamen Antrieb, Freudigkeit, Kraft zur Tat, zur Bewährung der Gotteserkenntnis und Gottesgemeinschaft durch Erfüllung des Gotteswillens in sich schließt.

I, 5.

Hier tritt in den Mittelpunkt unseres Interesses die Gestalt des Patriarchen, in besondere Beleuchtung gestellt durch den Gegensatz, einerseits zu dem Klosterbruder, andrerseits zu dem Tempelherrn. In aufrichtig einfältiger Naivität richtet der Klosterbruder den Auftrag des Patriarchen aus, im Bewußtsein der dem Mönche auferlegten Pflicht des unbedingten, alles eigene Denken und Urteilen durch diese Unbedingtheit ausschließenden Gehorsams. Er bringt, was der Patriarch ihm gesagt hat, ganz unverkürzt vor, ganz alles nach des Patriarchen Auffassung und Urteil ohne jegliche Umdeutung, auch was der Patriarch zur Begründung der Forderung und Widerlegung der Einwände ihm gesagt hat, ganz getreu, so daß wir schon hier den Patriarchen, obgleich er selbst noch nicht auftritt, ganz genau kennen lernen, ihm ins Innere, in die Werkstatt seiner Gesinnungen und Entschließungen zu blicken vermögen. So oft er auch und geflissentlich sein „sagt der Patriarch" hinzufügt, um seinerseits die Verantwortung für das, was jener erreichen will, abzulehnen, und so entschieden er auch schließlich seiner Freude über den Mißerfolg seines Dienstes Ausdruck gibt im Gegensatz zu dem Widerstreben dagegen, das er nicht los werden konnte, obgleich er es sich nicht merken lassen durfte: er macht doch bei der ganzen Verhandlung nicht den geringsten Versuch, den Tempelherrn zur Ablehnung des Auftrages zu veranlassen oder auch nur dessen Abneigung zu bestärken. Auch verschweigt er wohl keins der Argumente, die zur Umstimmung des Tempelherrn vorzutragen der Patriarch ihm aufgetragen hatte.

Und doch läßt uns Lessing dabei zugleich, wenn auch nicht deutlich sehen, so doch ahnen, daß, indem er des Patriarchen Aufträge aufs ehrlichste ausrichtet, gerade diese seine Offenheit das geeignetste Mittel ist, den Tempelherrn stutzig zu machen, so daß ihm nicht gelingt, was ihm nach seinem eigenen Wunsche nicht gelingen soll.

Der Patriarch sucht sogleich die wunderbare Rettung des Tempelherrn für seine selbstsüchtigen Zwecke nutzbar zu machen. Vorsichtig und geschickt fängt er an, als Interpret der Absichten Gottes, dabei zugleich dem Selbstgefühl des Ritters schmeichelnd; allmählich tritt immer deutlicher seine wahre Absicht hervor. Durch Aussicht auf ganz besondern Lohn im Himmel, den er, der Stellvertreter Gottes auf Erden und Inhaber einer sichern Erkenntnis, dem Ritter zusagt (vgl. dagegen das Wort Christi zu den Söhnen des Zebedäus Marc. 10, 40), sucht er diesen zu locken; zugleich steigert er die Schmeichelei, die den Tempelherrn zu gewinnen sucht, durch die Behauptung, daß niemand so geeignet sein könne wie dieser, eine für die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganze Christenheit (man achte auf die charakteristische Hyperbel) wichtige Tat zu vollbringen. Erst handelt es sich nur um eine scheinbar unschuldige Sache, um Bestellung eines Briefchens; bald aber kommt an den Tag, was dieser Brief enthalten soll, daß also der so eben von Saladin begnadigte Ritter den Feinden Saladins als Spion dienen soll; und endlich wird mit anscheinender Unbefangenheit, als gelte es eine Sache, die zu vollbringen der Tempelherr sich doch wohl bereit finden lassen werde, diesem zugemutet, daß er sich dazu werde gebrauchen lassen, den Sultan, der ihm soeben sein Leben geschenkt hat, durch heimtückischen Meuchelmord aus dem Wege zu räumen.

Am deutlichsten aber kommt der wahre Charakter des Patriarchen an den Tag durch die sophistischen Begründungen und Versuche, des Ritters Einwände vom Standpunkte einer bessern Gotteserkenntnis aus zu widerlegen. Hier zeigt sich deutlich das πρῶτον ψεῦδος Der Patriarch tritt in solchen Widerspruch zu den Grundsätzen, die dem redlichen, ehrlichen, den Dank gegen den Lebensretter als unbedingte Pflicht fühlenden Menschen als klare Aussagen des Gewissens, der untrüglichen Gottesstimme, über allem Zweifel erhaben sind, weil er sich mit allen seinen rein selbstsüchtigen Parteibestrebungen an Stelle Gottes setzt. Darin zeigt sich das Wesen der ganz entarteten hierarchischen Anmaßung und Herrschsucht. Und trotz der ehrlichen Entrüstung, mit der der Ritter die empörende Behauptung, daß Bubenstück vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott sei, zurückweist, wird weiter der Versuch gemacht, des Ritters gewissenhafte Pflichttreue zu widerlegen durch ein Meisterstück hierarchisch-pfäffischer Sophistik. Wer ein Feind der Christenheit sei, so heißt es, habe überhaupt gar kein Recht. Offenbar wird hier als selbstverständlich vorausgesetzt, wenn auch nicht ausgesprochen, daß nur die Christen vor Gott gelten. Und zu irgend welchem Danke sei der Ritter gar nicht verpflichtet, denn nicht um seinetwillen sei es geschehen, daß ihm Saladin das Leben schenkte: eine recht charakteristische Sophistik zum Zwecke der Herabsetzung des Werts einer guten Tat durch Verdächtigung der Motive.

Scharf und klar tritt schon hier, wo wir doch den Patriarchen nur durch des Klosterbruders Worte kennen lernen, die völlige Verkehrung des Christentums in sein Gegenteil hervor, die Lessing in dieser Rolle darstellen will. Wenn der Klosterbruder seine Verwunderung darüber ausspricht, daß der heilige Mann sich so zu den Dingen dieser Welt herabzulassen imstande sei, so empfinden wir diese Worte als eine beißende Ironie. Aber der Klosterbruder ist doch wohl zu treuherzig und einfältig, als daß er den Patriarchen ganz durchschauen könnte. Er hat einen heiligen Respekt vor der Würde des Amts, durch die, wie er glaubt, der Patriarch als ein Heiliger ganz im Himmel lebt, d. h. hoch über den eigensüchtigen Interessen dieser Welt, namentlich fern von den im politischen Weltleben üblichen und wirksamen Mitteln und Künsten einer die Schwachheiten der Menschen gewissenlos und rücksichtslos zum eigenen Vorteil ausnutzenden Klugheit. Uns machen die Worte: „Es muß ihm sauer werden" recht darauf aufmerksam, daß ganz im Widerspruch zu seinem Amt und Beruf und mehr noch zu dem Wesen der Religion, deren Verkündiger und vorbildliches Muster er sein soll, dieser Mann mit wahrem Behagen und stolzem Selbstgefühl, froh darüber, daß er sich auf diese Künste so gut versteht, die Rolle des rücksichtslos die Interessen seiner Herrschsucht mit meisterhafter Technik verfolgenden, überall scharf beobachtenden, alles klug berechnenden Politikers spielt.

II, 1.

Es ist wohl zu beachten, daß Lessing die scharfen und hart tadelnden Worte über den Stolz der Christen nicht Saladin in den Mund legt, sondern Sittah, die klüger zu sein glaubt als er, da sie schon von Anfang an gewußt habe, daß der Stolz der Christen eine Heirat zwischen Christen und Nichtchristen unmöglich mache. Mit den Worten: „Willst sie nicht kennen" macht sie ihm den Vorwurf, daß er, um seinem grundsätzlichen Optimismus, seiner gutmütigen Vertrauensseligkeit den Christen gegenüber nicht entsagen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu müssen, eigensinnig sich der bessern Erkenntnis verschließe. Saladin bleibt zwar auch nachher noch dabei, daß nicht dies Hindernis es sei, das die geplante Heirat unmöglich mache. Aber auch er redet von mancherlei „Armseligkeiten", die man im Glauben der Christen finde, zu denen er auch diesen Stolz rechnet. In Sittahs Worten zeigt sich eine gewisse Leidenschaftlichkeit; Saladin schlägt nicht den gleichen Ton an, sondern viel mehr den des Bedauerns, daß die Christen sich zu höherer Erkenntnis und reinerer Gesinnung zu erheben und von engherzigen Vorurteilen, die ihn nicht beherrschen dürfen, sich frei zu machen nicht imstande seien. Daß „Christus ein so guter Mensch gewesen", daß die Christen „seine Tugend auf Treu und Glauben nehmen können," daß also, was die Evangelisten von seiner sittlichen Vollkommenheit berichten, nicht zu bezweifeln sei, gesteht Sittah entsprechend der Lehre des Islams von Jesu menschlicher Person und sittlichem Charakter rückhaltslos zu. Aber sie gibt zu verstehen, daß die Christen, was Christus ihnen hinterlassen habe, nicht rein und treu bewahrt, sondern mit „Aberglauben" vermengt und dadurch beeinträchtigt hätten.

Besonders zu beachten ist nun hier der Gegensatz von „Christen" und „Menschen". Wir finden ihn oft hier im „Nathan" und auch anderwärts in der Literatur jener Zeit, z. B. in dem Gedicht des jugendlichen Schiller, in dem er seine Begeisterung für Rousseau ausspricht und eine schwere Anklage gegen die Christen ausspricht, die Rousseau verfolgten, der doch „aus Christen Menschen wirbt". Augenscheinlich denken hier Saladin und Sittah an eine über dem Gegensatz von Christen und Nichtchristen stehende Humanitätsreligion. Daß das echte Christentum nicht in irgend einem Gegensatz steht zu dem, was im besten Sinne „menschlich" d. h. für Menschen gut und wertvoll ist, sondern gerade die Vollendung und Verwirklichung des Menschlichen ist, wissen natürlich die hier Redenden nicht. Ebenso wenig vermögen sie zu verstehen, warum es wahren Christen auch um den Namen zu tun ist, natürlich nicht um den bloßen Namen, sondern weil es eine große Undankbarkeit wäre, wenn sie Christi Namen nicht bekennen wollten, nachdem sie *ἐκ τοῦ πληρώματος αὐτοῦ πάντες ἔλαβον καὶ χάριν ἀντὶ χάριτος* (Ev. Joh. 1, 16), und weil sie es erfahren haben, daß nur aus dem Glauben an Ihn die Fähigkeit kommt, durch den Wandel die Tugenden dessen zu verkünden, der uns aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat (1 Petr. 2, 9). Dies müssen wir hier einwenden, sei es gegen die hier Redende, sei es gegen Lessing selbst, dessen Meinung zwar nicht identisch ist mit der hier geäußerten, aber ihr doch nahe steht. Aber wir wollen doch, was hier gesagt wird, uns zur Mahnung und Warnung ernstlich gesagt sein lassen. Was hier gerügt wird, kann geschehen und ist mehrfach geschehen. Es ist wirklich Menschen, die sich Christen dünkten, mehr um den Namen zu tun gewesen, als um die Verwirklichung des Christentums, und man hat in Engherzigkeit und Parteilichkeit den Namen mißbraucht, um in ungerechter Weise alles Nichtchristliche so herabzusetzen, daß das hier in leidenschaftlicher Erregung gesprochene Wort „schänden" nicht ganz unberechtigt scheint.

II, 5.

Hier vollzieht sich ein vollkommener Umschwung in dem Verhalten des Tempelherrn gegen Nathan. Erst begegnet er diesem mit beleidigender Geringschätzung, sowohl weil er den Juden als solchen verachtet, als auch weil er für seine Tat, die Rettung Rechas, überhaupt keinen Dank haben will. Dann aber wird er durch Nathan, der ihm durchaus nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, sondern für seine Stimmung, für die Motive seines Handelns ein so tief eindringendes, gerechtes, vorurteilsloses Verständnis besitzt, ja seine hartnäckige und verletzende Weigerung aus so edlen Motiven abzuleiten weiß, allmählich umgestimmt und bald ganz umgewandelt. Ganz wider Erwarten findet er in Nathan einen Gesinnungsgenossen, der für eine Beurteilung der Menschen und der Religionen, die sich in ihm auf grund seiner in letzter Zeit gemachten Erfahrungen angebahnt hat, den klarsten und deutlichsten Ausdruck ihm bietet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nathan gibt einem edlen Optimismus in der Beurteilung aller Menschen, einem von allen Vorurteilen, von aller Befangenheit freien, über alle unter den Menschen bestehenden Gegensätze hinwegsehenden, alle umfassenden reinen Vertrauen zur Macht des Guten in der Menschheit mit großer Entschiedenheit Ausdruck. Zugleich zeigt er sich dabei persönlich so bescheiden und weiß die Pflicht gegenseitiger Schonung und wohlwollender Verträglichkeit, indem er mit durchschlagender Begründung alle Überhebung als unberechtigt zurückweist, so zu schildern, daß der Tempelherr im höchsten Maße überrascht ist, gerade bei einem Juden eine solche Gesinnung zu finden. Denn das jüdische Volk macht er dafür verantwortlich, daß es zuerst, da es das auserwählte Volk sich nannte, die „Menschenmäkelei" getrieben und diese auf Christ und Muselmann vererbt habe samt der stolzen Anmaßung des Glaubens, allein den rechten Gott zu haben. Eine solche Anmaßung habe zur Folge, daß man sich berechtigt, ja verpflichtet glaube, den bessern Gott der ganzen Welt als besten aufzudringen. Diese fromme Raserei habe er jetzt in ihrer schwärzesten Gestalt kennen gelernt und sei durch die Erfahrungen, die er hier gemacht, durch die er jetzt einen solchen Kampf für die Religion als eine Raserei erkannt habe, dahin gekommen, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie sei.

Diese Worte sind, wie der Schluß deutlich zeigt, mit leidenschaftlicher Erregung gesprochen, nicht infolge eines wohlbedachten Vorsatzes, sondern so, daß man sieht: was ihm lange auf der Seele lastete, was er bisher noch nie gegen jemand aussprach, hat er jetzt in Zustimmung zu Nathans Worten offen auszusprechen sich getrieben gefühlt. Er möchte es aber lieber nicht gesagt haben, da er doch dadurch Nathan beleidigt zu haben glaubt, und da darüber noch weiter zu reden doch keinen Zweck habe.

Nathan aber ist nicht beleidigt, entschieden und freudig stimmt er bei; doch dem leidenschaftlichen Tadel des unberechtigten Glaubensstolzes und des daraus entspringenden törichten Kampfes stellt er mit ganz einfach kurzem Ausdruck das Rechte und Gute entgegen. Über jenem solches Unheil anrichtenden Gegensatz steht das umfassende Allgemeine, auf das, wer es in seinem wahren Werte erkannt habe, mit Verzicht auf Geltendmachung der Gegensätze sich zurückziehe.

Hier haben wir wieder eine Hauptstelle, die uns viel zu denken gibt. Wiederum dürfen wir, was der Tempelherr sagt, nicht so ohne weiteres für Lessings eigene Meinung halten. Aber daß Lessing dieser Meinung sehr nahe steht, hat er in dem Entwurf zur Vorrede selbst deutlich genug bekannt.

Wenn es wahr wäre ganz nach seinem Wortlaut, daß das jüdische Volk zuerst das auserwählte Volk sich nannte, daß dies also eine von ihm selbst als Ausdruck seines Nationalstolzes und ohne Berechtigung gewählte Bezeichnung wäre, so müßten wir den hier ausgesprochenen scharfen Tadel als berechtigt anerkennen.

Wenn wir aber Israels Religion, seine Geschichte, seine Bedeutung für die Menschheit mit der Religion, der Geschichte und der Bedeutung andrer Völker vergleichend finden, daß, wenn Israels Propheten ihr Volk als das auserwählte, von Gott zu seinem Eigentum berufene Volk bezeichnen, dies nicht eine Anmaßung des Nationalstolzes ist, sondern eine Wahrheit, durch Offenbarung göttlichen Rats und Willens erkannt, durch die Geschichte bestätigt, so verlieren doch dadurch die hier vom Tempelherrn als Tadel gegen Juden und ihre Nachahmer gesprochenen Worte nicht alle Berechtigung und Begründung. Denn was hier getadelt wird, ist der Glaubensstolz und die aus diesem hervorgehende „Menschenmäkelei", d. h. die aus dem stolzen Selbstgefühl, besser zu sein als die andern, entsprungene Neigung, durch vorgefaßte, ungünstige Meinungen in der Beurteilung dieser sich beeinflussen zu lassen, sie zu verkleinern und herabzusetzen.

„Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott" (3 Mos. 19, 2), das ist die Forderung Gottes an sein auserwähltes Volk, das sein Eigentum sein soll vor allen Völkern, ein priesterliches Königreich (2 Mos. 19, 5. 6). Mit diesen Worten ist eine hohe Gabe und eine unendlich große Aufgabe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegeben. Wer diese recht versteht und erfaßt, ist dankbar und auf Lösung der großen Aufgabe eifrig bedacht. Aber der ungebrochene Egoismus und die schnellfertige Selbstzufriedenheit der Oberflächlichkeit und Trägheit erzeugt die Selbsttäuschung, daß, was werden soll, schon verwirklicht, schon erreicht sei. So entsteht die Anmaßung, der Glaubensstolz, in dem der Mensch sich selbst erhöht, statt Gott zu danken und in der Hingabe an ihn zu leben. Diesen Glaubensstolz zeigt deutlich der Pharisäismus. Aus ihm entspringt auch ein verkehrter und falscher Eifer für Ausbreitung des eigenen Glaubens, vgl. Matth. 23, 15.

Übrigens ist wohl zu beachten, daß Recha über Dajas Bemühung, sie für das Christentum zu gewinnen, ganz anders urteilt als hier der Tempelherr über die Motive des Bekehrungseifers. Sie erkennt ganz klar, daß Daja ihrer Ueberzeugung gemäß so handeln muß, nicht in sich überhebendem Glaubensstolz, sondern aus Liebe (V, 6).

Fichte sagt in der fünften seiner Reden an die deutsche Nation: „Jeder, dem Heil aufgegangen ist in seinem Innern, will notwendig, daß allen andern dasselbe Heil widerfahre, und er ist so getrieben und muß arbeiten, daß die Quelle, aus der ihm sein Wohlsein aufging, auch über andere sich verbreite.“ In diesem Sinne haben stets die wahrhaft Gläubigen es für ihre Pflicht angesehen, für Ausbreitung ihres Glaubens, besser gesagt — denn daß es ihr Glaube ist, kann nicht eigentlich das Motiv sein — für Teilnahme möglichst vieler an dem in seinem unüberbietbaren Werte erkannten und erfahrenen Heil zu wirken. Von einer solchen Bemühung um Ausbreitung des Glaubens weiß der Tempelherr gar nichts, er hat sie nie kennen gelernt. Eine solche trifft also auch sein Tadel nicht; sie geschieht nur zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschheit, sie hat mit Glaubensstolz gar nichts zu tun, jede Äußerung des Glaubensstolzes könnte sie nur hindern. Sie geschieht allerdings in der Gewißheit, den bessern Gott, ja den besten, den die ganze Welt erkennen und haben sollte, zu haben. Aber wenn sie im rechten ζῆλος Θεοῦ und κατ' ἐπίγνωσιν (Röm. 10, 2), also gemäß dem erkannten Wesen Gottes und dem rechten Verständnis für Entstehung echten Glaubens geschieht, so ist sie etwas ganz andres als die hier verurteilte Bemühung, jemand den besten Gott aufzudringen. Eine Religion, einen Glauben jemand aufdringen ist ja ganz augenscheinlich ein verkehrtes, gewaltsames Tun, durch das Überzeugung, innere Aneignung, Einpflanzung triebkräftiger Wahrheit niemals bewirkt werden kann.

III, 1.

Hier kommt Rechas Verhältnis zu Daja, der letzteren Bemühung, Recha für ihren Glauben zu gewinnen, und Rechas Ablehnung dieser Bemühung gegenüber zur Darstellung. Vorbereitet sind wir darauf durch Dajas Äußerung gegen Nathan, daß ihr Gewissen sich länger nicht mehr betäuben lasse (I, 1). Mit dieser und einigen im Zusammenhang damit stehenden Worten gibt uns schon dort der Dichter Andeutungen, die unsere Erwartung auf einen spätern Aufschluß erregen.

Daja interessiert sich sehr dafür, daß Recha nicht in Nathans Hause bleibe, sondern in Hände komme, „die ihrer würdig sind.“ Der alles klar legende Aufschluß für dies „würdig“ wird erst später gegeben; vorbereitet darauf werden wir hier durch Nathans Wort zu Daja: „Doch bin ich nur ein Jude“ und durch Dajas Versicherung, daß sie ihren Wert als Christin sehr wohl fühle (I, 6). Sie sagt das mit besonderem Nachdruck, damit man sie nicht deswegen mißachte, weil sie schon so lange in Nathans Haus gelebt.

Recha wird durch Dajas Wort: „Sein Gott, für den er kämpft“ veranlaßt, ihrer Verwunderung über eine solche Vorstellung Ausdruck zu geben und die in ihr enthaltene Auffassung des Verhältnisses Gottes zu den Menschen zurückzuweisen. Sie tut das mit Entschiedenheit, aber ohne jede Schärfe; die wiederholte Anrede „liebe Daja“ kommt ihr von Herzen, sie will durch das, was sie ihr entgegnet, sie nicht verletzen. Auch das Wort „sonderbar“ ist aus Schonung gewählt. Gott steht ihr zu hoch, erhaben über allem Gegensatz der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit einander streitenden Menschen und ihrer partikularen Interessen, als daß er so herabgezogen werden dürfte in diesen Kampf. Keiner darf so Gott seinen eigenen Gott nennen, daß er ihn, andere ausschließend, auf deren Kosten sich aneignet.

Ihre Seele mit einem Ackerfeld vergleichend, auf dem ihr Vater den reinen Samen der Vernunft ausgestreut hat, wehrt sie — erst unwillkürlich „Unkraut," dann schonender „Blumen" sagend — die Zutaten der Phantasiereligion, die sich nicht als gleichartig mit der Vernunftreligion vereinigen lassen, entschieden ab. Sie erkennt jetzt, wie sie sich vor ihres Vaters klarer Einsicht schämen mußte, weil sie sich von Daja dazu verleiten ließ, zu glauben, ein Engel habe sie gerettet. Wir erfahren erst hier, daß Daja es war, die diese Vorstellung veranlaßte. Von ihrem Vater damals deshalb zurecht gewiesen, fühlt sie jetzt, daß solche Zutaten der Phantasiereligion, wenn sie auch Blumen vergleichbar sind, weil sie durch schöne Farbenpracht und süßen Duft erfreuen, doch Schaden bringen, insofern sie den Geist durch ihren Duft betäuben, also die Klarheit des Denkens beeinträchtigen, und den Boden aussaugen, also dem Geist die Kraft zur fruchtbringenden Tat entziehen. So kleidet sie hier in ein treffendes Bild die Erkenntnis, die sie durch ihres Vaters Belehrung gewonnen hat.

Dajas Äußerung: „Wenn ich nur reden dürfte" deutet auf das Geheimnis hin, das sie in Rücksicht auf Nathan ihr bisher verschwiegen hat. Recha kann dies natürlich nicht verstehen und wendet dagegen ein, daß sie stets mit inniger Rührung und aufrichtiger Bewunderung es angehört habe, wenn Daja ihres Glaubens Helden, deren Taten und Leiden pries. Freilich habe sie in deren Glauben nicht eben Heldentum gefunden, sondern nur ein Wähnen über Gott; aber es sei ihr ein großer Trost, daß unsere Ergebenheit in Gott von diesem Wähnen ganz und gar nicht abhange.

Hier haben wir wieder eine der wichtigsten Hauptstellen. Sehen wir, was hier zu erwägen ist. Die rechte Verkündigung des Christentums geschieht nicht nur durch die rechten Worte, sondern durch die persönliche Verwirklichung dessen, was als das Beste angeboten und gepriesen wird. Als eine rechte Verkündigerin echten Christenglaubens können wir Daja nicht ansehen. Daß sie „ihren Wert als Christin wohl fühlt," zeigt mehr Glaubensstolz als Verständnis für des Christentums Wesen und Sinn. Man kann sich leicht vorstellen, was für ein Christentum es ist, für das sie Recha gewinnen will: eine Phantasiereligion, und ihre Glaubenshelden sind die Helden der Legende, und daher kann man sich wohl denken, wie sehr in dieser, was an jenen wirklich heldenhaft war, verdunkelt wird durch überwuchernde, umgestaltende Sage.

Aber viel zu denken gibt uns das bezeichnende Wort „unser Wähnen über Gott." Als Ausdruck der Bescheidenheit, aus der dann auch schonende Zurückhaltung, aufrichtige Duldsamkeit Menschen gegenüber, die andere Vorstellungen haben, folgt, mag es uns wohlgefallen. Aber daß unsere Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott ganz und gar nicht abhange, müssen wir bestreiten. Je mehr wir die Gewißheit haben, Gott recht zu kennen, natürlich nicht, wie er an sich ist, so daß wir eindringen könnten in die Tiefen der Gottheit, aber wie er gegen uns gesinnt ist, um so mehr wird uns eine rechte Ergebenheit in Gott möglich, und diese hat ihren rechten Sinn und Inhalt. Das Wort: „Was Gott tut, das ist wohl getan" hat nicht den gleichen Inhalt und die gleiche Kraft, wenn ich Gott als den Vater unsers Herrn Jesu Christi nach Ev. Joh. 14, 9 kenne, oder wenn ich Deist oder Pantheist bin. Ein Glaube, wie er sich darstellt z. B. in Bogatzkys Lied: „O Vaterherz, o Licht, o Leben," in Paul Gerhards: „Ist Gott für mich" ist nicht ein Traum des überfliegenden Gedankens, ein „andächtig Schwärmen," sondern eine im Leben sich bewährende Kraft.

Gewiß schließt das Wort „Ergebenheit in Gott" in seinem Vollsinne viel in sich und bezeichnet insofern nicht nur ein passives, duldendes Verhalten. Aber gerade wenn wir daran denken, daß es gilt nicht andächtig zu schwärmen, sondern gut zu handeln, so möchten wir, daß doch hier nicht so ganz unausgedrückt bliebe die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aktive Bewährung der Frömmigkeit, das Tun des Willens Gottes. Und wenn wir dazu da sind, Gottes Willen zu tun, so ist eine adäquate Vorstellung seines Wesens, zu der wir nicht fähig sind, zwar nicht notwendig, aber doch eine so klare und gewisse Erkenntnis seines Wesens und Willens, daß wir nicht als wähnende im Dunkeln tasten, sondern sicher wissen, was unsers Lebens Zweck und Inhalt sein soll, und zur Verwirklichung dessen den rechten Weg gehen können. Hier sehen wir also einen Mangel, den Verzicht des Skeptikers auf gewisse Erkenntnis; es zeigt sich, daß der Vernunftglaube, den hier Recha mit Nathan bekennt, eine wirkliche Offenbarung Gottes nicht kennt.

Der folgende Auftritt fügt zu der Charakterisierung der Frömmigkeit Rechas noch einen Zug hinzu, durch den der Gegensatz zur Phantasiereligion klar hervorgekehrt wird. Eine große Bedeutung haben in allerlei Religionen und namentlich auch im mittelalterlichen Christentum heilige Orte, d. h. solche, wo Menschen, die Werkzeuge der Offenbarung Gottes waren, durch die Gott uns näher kommt, gelebt, namentlich wo sie erlebt haben, was für ihre Berufswirksamkeit eine entscheidende Bedeutung hatte. Recha sieht in Moses den Mann Gottes, der vor Gott stand, dem also Gott gegenwärtig, er ihm nahe war. Aber sie hat doch nicht ein besonderes Interesse für den Berg Sinai als den Ort, wo Moses vor Gott stand, wie die Pilger, die der Tempelherr dorthin geleitete, sondern er ist ihr ein Berg wie andere Berge. Für das, was in seiner Innerlichkeit Bedeutung hat, ist ihr der Ort gleichgültig.

III, 5—7.

Wir kommen zum Mittel- und Höhepunkt des Dramas. Nathan steht vor Saladin in der Erwartung, daß dieser ihn gerufen habe, um von ihm Geld zu erhalten, und ganz wider Erwarten erfährt er, daß dieser Wahrheit von ihm haben will: „als ob die Wahrheit Münze wäre."

Auch uns kommt des Sultans Frage: „Was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?" ganz unerwartet. Durch den Zusammenhang der Handlung ist sie nicht vorbereitet noch begründet. Erst nachher bringt Saladin sie in einen gewissen Zusammenhang mit den Pflichten seines Berufs, indem er von seinem Titel „Verbesserer der Welt und des Gesetzes" redet.

Wenn wir Lessings Drama so verstehen, wie er es doch wohl verstanden sehen wollte, als Lehrgedicht, als Predigt, so wird uns hier die Idee, die zur Darstellung kommen soll, als hinreichende Begründung dieser Frage gelten. Eine engere Verflechtung dieser für die Idee so wichtigen Frage mit dem Zusammenhang der Handlung hielt er nicht für nötig, da er sich hier im dramatischen Gedicht an die Forderungen einer strengern dramatischen Technik nicht bindet.

Von der Entstehung und den mannigfachen Wandlungen der Ringparabel können wir hier absehen. Lessing hat sie nicht erfunden, er hat so viel Sinn hineingelegt, als er nur konnte. Er hat die skeptische Grundtendenz, die bei den mannigfaltigen Wandlungen geblieben war, zunächst noch verschärft, aber der Zweifel behält bei ihm nicht das letzte Wort. Er findet eine positive Antwort, und diese ist uns die Hauptsache.

Allerdings, omne simile claudicat, das sehen wir hier sehr deutlich. Man darf freilich nie alle Einzelzüge eines Gleichnisses auf die Idee, die es darstellen soll, ausdeuten. So wollen wir auch hier davon absehen, daß des Vaters Verhalten gegenüber den drei gleich geliebten Söhnen und damit im Grunde auch sein Charakter in eine recht ungünstige Beleuchtung tritt durch seine „fromme Schwachheit," wie der euphemistisch entschuldigende Ausdruck lautet, und deren unabwendbare Folgen. Wir wollen uns auch die verschiedenen hier angedeuteten Scenen, in denen nie der Vater mit den drei Söhnen zusammen sein darf, auch nicht in den für ihre Pietät bedeutungsvollsten Stunden, nicht noch weiter ausmalen. Nathan selbst kann ja nicht umhin es deutlich auszusprechen, wie nach des Vaters Tode die Söhne gegen einander in Zorn geraten, wie sie sich gegenseitig als Verräter bezeichnen und an Rache denken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber das Eine müssen wir, so scharf auch diese Einwendung schon zurückgewiesen worden ist, uns doch erlauben zu bemerken. Ein Kleinod wie der kostbare Ring kann seiner Natur nach als ein materielles Gut der eine nur auf Kosten des andern, so daß dieser vom Besitz ausgeschlossen ist, besitzen. Und dies Kleinod soll hier das Symbol der wahren Religion, des rechten Glaubens sein, d. h. eines geistigen Guts, das an Wert nicht nur nichts verliert, sondern vielmehr für jeden nur gewinnt, wenn es viele mit einander zugleich besitzen. Dies ist, das wenden wir hier ein, ja gerade ein ganz charakteristischer Unterschied zwischen materiellen und geistigen Gütern. Man könnte z. B. die Erzählung von der wunderbaren Speisung der Tausende durch die wenigen Brote allegorisch deuten als ein Sinnbild der Wahrheit, daß geistige Güter durch die Teilnahme vieler ins Unendliche wachsen. Jedenfalls kann Religion, kann Glaube nicht als ein Gut bezeichnet werden, das der eine auf Kosten des andern besitzt. Hier liegt ein Widerspruch vor.

Aber die Anwendung, die Lessing von der Parabel hier macht, läßt sich unabhängig von diesem Widerspruch verstehen. Schon der Hinweis auf die Macht, die Kraft und den Wert der Pietät für die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer der verschiedenen Religionen ist ein wertvoller Gedanke, den jeder, der Anhänger anderer Religionen gerecht und unbefangen beurteilen will, vollends wer es unternimmt, andere für seine Religion gewinnen zu wollen, nach seinem vollen Gewicht erkennen und schätzen soll. Gegen die Behauptung freilich, daß „Geschichte doch wohl allein auf Treue und Glauben angenommen werden müsse," dürfen wir Einspruch erheben. Sie ist charakteristisch für den unhistorischen Sinn des achtzehnten Jahrhunderts.

Weit wichtiger aber ist das Folgende. Hier zeigt es sich, wie wichtig, ja der Kern der Sache das Kennzeichen ist, wodurch der echte Ring sich erweist, und namentlich der Zusatz, daß diese Kraft des Ringes bedingt ist durch die Glaubenszuversicht des Besitzers. Durch diesen entscheidenden Zusatz hat Lessing, was an dem Gleichnis unzutreffend war, wenn der Ring ein geistiges Gut, den Glauben bedeuten sollte, aufgehoben und ausgeglichen, soweit dies möglich war.

Zunächst streiten die drei Brüder mit einander, jeder beschuldigt den andern des Verrats und will sich rächen. Wenn die Anhänger der verschiedenen Religionen sich so zu einander verhalten, so ist keine Religion die rechte, denn bei keinem bewährt der Ring seine Kraft. Er kann sie nicht bewähren, weil trotz der heftigen Anschuldigung des andern jeder doch nicht die sichere Zuversicht haben kann, selbst den echten Ring zu besitzen.

Aber der Richter, der den Streit nicht zu entscheiden vermag, weiß doch einen guten Rat zu geben. An Stelle des Streits trete auf grund des unbedingten Vertrauens zum Vater, infolge dessen ein jeder seinen Ring für den echten hält, das eifrige Bestreben eines jeden, die Echtheit seines Ringes durch den Beweis seiner Wirkung zu erweisen. Wenn dies geschieht, so hört der Streit auf, und es beginnt ein reger Wetteifer in Bewährung der Tugenden, durch die die Echtheit des Ringes sich erweisen soll. Hier ist nun wohl zu beachten, was das für Tugenden sind. Voran stehen die Tugenden, die das gerade Gegenteil sind von den durch den Kampf und Streit der Religionsparteien um die theoretisch erweisbare Wahrheit der Religionen sonst veranlaßten und oft bis zu leidenschaftlicher Erbitterung gesteigerten Untugenden. Sie zeigen das Bestreben, das Böse mit Gutem zu überwinden, und beruhen auf der innigsten Ergebenheit in Gott.

Nun wird entschieden betont, daß es zu einer Entscheidung des Streits jetzt noch nicht kommt. Vielmehr spricht der Richter ganz bestimmt die Erwartung aus, daß dieser rege Wetteifer, einander in Bewährung solcher Tugenden zu überbieten, viele Generationen hindurch dauern wird. Erst nach tausend tausend Jahren soll der weisere Richter sprechen, d. h. doch wohl die Entscheidung geben. Auf die fernste Zukunft wird verwiesen und angedeutet, daß dann einmal eine Entscheidung stattfinden werde oder doch könne.

In solchem regem Wetteifer betätigen sich sittliche Kräfte, und merkwürdiger Weise werden diese bezeichnet als die sich äußernden Kräfte der Steine, also doch nicht des einen Steins. So bleibt dieser also

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unerkannt, denn alle Steine erweisen sich als wirksam, weil ein jeder zu seinem Steine die gewisse Zuversicht hegt und dem entsprechend „seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nacheifert." An Stelle der Wirksamkeit des Steins tritt also die Kraft des Glaubens an des Steins Wirksamkeit und des aus diesem Glauben entspringenden sittlichen Wetteifers. Indem nun vorausgesetzt wird, daß dieser Wetteifer ohne Entscheidung unendlich lange fortdauern wird, ist die von dem Steine als solchem ausgehende Kraft tatsächlich bedeutungslos geworden; die Folgen sind dieselben, als ob der echte Stein verloren gegangen wäre. Denn keiner zeichnet sich in erkennbarer Weise vor den andern aus. Nun hat aber die Annahme, daß der echte Stein wirklich verloren sei, in der vorangegangenen Erzählung keinen Grund, wir sollen sie also wohl auch hier nicht gelten lassen. Wodurch sind nun die beiden andern Steine an Wirkung dem echten gleich geworden? Augenscheinlich durch die Kraft des Glaubens, weil ein jeder seinen Stein als den echten erweisen will.

Unzweifelhaft wird hier erklärt, daß zur Zeit der Streit nicht entschieden werden könne, also keine der Religionen vor den andern ihren Vorzug schon erwiesen habe. Betrachten wir nun die Entwickelung der Handlung und die Darstellung der Charaktere als die zu der hier veranschaulichten Idee gebotene Erläuterung, so finden wir: Es wird gelehrt, daß auf dem Boden jeder dieser drei Religionen die wahre und echte Religion, als deren vollkommenster Vertreter Nathan dargestellt wird, der aber auch Saladin nahe steht, und zu der der Tempelherr durch die Läuterung seines Charakters und Befreiung von den Vorurteilen, die ihn bisher beherrschten, hindurch geführt wird, entstehen und erwachsen kann, und daß dieser wahren Religion gegenüber sich jene drei Religionen neutral verhalten.

Hat nun Lessing dies wirklich *δογματικῶς* und nicht nur, wie er in seinen Streitschriften so gerne verfährt, *γυμνασιτικῶς*, also als seine eigene Ueberzeugung aussprechen wollen? Seine Erklärung in der Vorrede, „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen," spricht dafür. Eine andere Antwort aber dürfen wir aus der „Erziehung des Menschengeschlechts" entnehmen.

Befragen wir das Zeugnis der Geschichte, so müssen wir sagen: die hier von Lessing durch Nathan vorgetragene Idee schwebt nicht nur ganz in der Luft, sondern sie ist auch durch die Geschichte widerlegt; auf diese uns berufend und auf die in der Erfahrung wohl begründete eigene Überzeugung lehnen wir sie ab.

Dennoch finden wir auch hier sehr wertvolle Gedanken, ja wichtige Wahrheiten.

Deutlich wird gezeigt, wodurch erst eine Religion für den Menschen lebendig und wirksam wird. Keine Religion ist die echte und wahre, soweit sie nur einem Ringe gleicht, den ein Mensch überkommt und trägt, also an sich, abgesehen von ihrer Bewährung und Verwirklichung in der Menschen Leben. Hierher gehört, was Lessing, freilich ohne solche nähere Bestimmung und Erläuterung, über „den Nachteil" sagt, „welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen." Sie tun das, insofern die Bekenner in der Annahme der Glaubensvorstellungen das Heil gefunden zu haben glauben. Wahrheit im religiösen Sinne heißt im sittlichen Leben sich wirksam erweisende Kraft, *δύναμις Θεοῦ εἰς σωτηρίαν* (Röm. 1, 16). Und mit gutem Grunde betont Lessing vor allem im Verhalten des Menschen seinem Nächsten gegenüber die Bewährung der hier gerühmten, allen Streit und Gegensatz, das Böse mit Gutem überwindenden Tugenden.

Man möchte meinen, Lessing will uns hier zugleich zeigen, wozu die Verschiedenheit der sich den Rang streitig machenden Religionen — und wir dürften daraus dann weiter folgern, der verschiedenen Bekenntnisse innerhalb der Christenheit und der verschiedenen Richtungen innerhalb einer Landeskirche — da ist: nämlich, wie die Welt überhaupt nach Fichte als „Material der Pflicht," zur Betätigung eines regen Wetteifers im sittlichen Leben. Jedenfalls wird hier ein ganz andrer, weit bessrer, als der bisher oft begangene, ja der allein zur völligen Klarheit und Gewißheit führende Weg zur Entscheidung des Streits der Religionen gewiesen. Bisher hat man sich gestritten, indem man die Wahrheit der eigenen Glaubensvorstellungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

theoretisch zu erweisen, wissenschaftlich zu demonstrieren suchte und ebenso den Gegner zu widerlegen. Dieser Streit hat unendlich viel Unheil gestiftet, hat das Gegenteil der hier gerühmten Tugenden veranlaßt. Denn er hatte zur Folge, daß aus Glaubensfragen Machtfragen wurden, daß man mit Mitteln kämpfte, die das, was echte Religion wirken will, geradezu hindern, aufheben, zerstören. „Die meisten Menschen wollen lieber für ihre Religion streiten", sagt Montaigne, „als nach ihr leben"; natürlich, das erstere ist weit leichter, aber der Beweis für die Wahrheit kann doch nur durch das letztere geführt werden.

Hier zeigt uns Lessing einen Weg, gegen den niemand, der echte Religion kennt, etwas einwenden kann. Der Maßstab, der hier geboten wird, ist dem Christentum selbst entnommen, s. Matth. 5, 16. 7, 20. Ev. Joh. 13, 35; πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη (Gal. 5, 6), das ist die wahre Nachfolge Christi.

Aber wenn wir die Religionen mit diesem Maßstabe messen, das müssen wir gegen Lessing geltend machen, so brauchen wir nicht mehr wie Nathan darauf zu warten, daß nach unendlich langer Zeit einmal der weisere Richter sein Urteil spreche. Das Christentum hat sich, seit es auf der Welt ist, als die wahre, besser gesagt als die wahrste, d. h. zur Überwindung des Bösen und Verwirklichung des unbedingt Guten wirksamste, lebenskräftigste Religion erwiesen und erweist sich als solche immer und überall da, wo es echt und innerlich wahr ist, d. h. ergriffen als das die ganze Person von den Banden der Eigensucht und Trägheit befreiende und in den Dienst Gottes und des Nächsten stellende Lebensgesetz.

Aber freilich eben der hier gegebene Maßstab und der hier dargelegte Beweis für die Wahrheit einer Religion zeigen uns auch, daß die naive Voraussetzung, der entsprechend Saladin sagte: „Von diesen drei Religionen kann doch eine nur die wahre sein," nicht ganz richtig ist. Es ist nicht so, daß nur eine Religion die wahre, die andern ganz unwahr, die eine ganz Licht, die andern ganz Finsternis sind. Je nach der Kraft der sittlichen Leistung ist der Wahrheitsgehalt der Religionen zu beurteilen. Das Christentum bedarf, um in seinem unbedingten und unüberbietbaren Werte recht gewürdigt zu werden, nicht der Meinung, die auf Augustins Gnadenlehre beruht, daß die Tugenden der Heiden nur splendida vitia seien.

Freilich ergibt sich aus der hier entwickelten Deutung der Parabel noch eine Folgerung, die nicht unausgesprochen bleiben darf. Wenn, wie der lange ohne Entscheidung fortdauernde Wettstreit der Brüder beweist, die Kraft nicht auf dem Ringe — denn sie können doch nicht alle drei echt sein — sondern auf dem Glauben des Menschen an die Kraft seines Ringes beruht, so scheint des Menschen sittliche Leistung ganz durch seine eigene sittliche Energie und Kraft ermöglicht zu sein, sie ist also des Menschen Tat und Verdienst. Lessing hat diese Folgerung nicht vermieden, weil es ihm durchaus darauf ankam, einzuschärfen, daß das Vertrauen zur Wahrheit seiner Religion dem Gläubigen nicht ein Schlummerkissen für die eigene Trägheit und Untätigkeit sein darf. Hat er dies wirklich als seine eigene Meinung aussprechen wollen?

Aus dem „Nathan" dürften für die Beantwortung dieser Frage zwei Stellen in Betracht kommen; einerseits des Sultans Wort zum Tempelherrn (IV, 4): „Wenn Gott was Gutes durch uns tut"; hier also ist Gott der Wirkende. Andrerseits aber sagt Nathan (IV, 7): „Was sich der gottergebene Mensch für Taten abgewinnen kann." Schließlich darf man aber von einer Parabel nicht zuviel fordern und nicht aus ihr folgern, was nicht in ihr liegt. Sie gibt nur Antwort auf die Fragen, für die sie bestimmt ist. Wir dürfen nicht behaupten, daß die Mitteilung göttlicher Kraft nur durch den Ring symbolisiert werde, daß bei der von diesem nicht bewirkten eigenen Betätigung und Willensanstrengung des Menschen die göttliche Wirkung also ganz ausgeschlossen sei. Für die uns wesentliche Wahrheit, daß alle Fähigkeit des Menschen Gutes zu tun Gottes Gabe ist (omne bonum ex Deo), s. Matth. 5,16 δοξάσωσι τὸν πατέρα ὑμῶν, nicht etwa ἡμᾶς; Ephes. 2, 8—10, Galat. 2, 20 ist natürlich hier innerhalb der Parabel kein Raum.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III, 10.

Daja glaubt die Wege Gottes recht zu verstehen und sich recht zu deuten. Sie hält sich daher für berechtigt, ja verpflichtet, da sie des Tempelherrn leidenschaftliche Liebe zu Recha kennt und glaubt, daß diese die Neigung erwidere, dem Ritter das Geheimnis mitzuteilen, das sie bisher in Rücksicht auf Nathan verschwiegen hat, daß nämlich Recha eine Christin ist. Sehr erstaunt sie daher, ja sie ist ganz betroffen, als er diese Mitteilung nicht nur nicht freudig begrüßt, sondern sogar darüber spottet und sie verhöhnt. Freilich muß er nach dieser Mitteilung zunächst glauben, daß Dajas Bemühung, Recha für ihren Glauben zu gewinnen, einen solchen Erfolg gehabt habe.

Um sein Verhalten hier recht zu verstehen, müssen wir uns der Scene II, 5 erinnern sowie seines im Monolog (III, 8) ausgesprochenen Eingeständnisses, daß er hier der Vorurteile mehr schon abgelegt habe. Nach dem, was er bisher war, dürfen wir in ihm nicht einen Vertreter des wirklichen Christentums sehen; dies hat er — man denke doch auch an seine Herkunft — nie kennen gelernt. Was er früher über Christentum, Judentum und Islam dachte, erscheint ihm jetzt, da sich durch die hier gemachten Erfahrungen sein Gesichtskreis sehr erweitert hat, indem er ganz andere Menschen kennen lernte, als bloßes Vorurteil, und solche durch bessere Erkenntnis widerlegte Vorurteile ablegen ist eine Befreiung. „Der in ihm noch tiefer nistende Christ" (V, 3) ist die Macht der vererbten, ohne Prüfung festgehaltenen, gegen Leute anderer Religion ungerechten Vorurteile.

Nun stehen ihm Nathan und Daja in ihrem ganzen Gegensatze vor Augen. Gegen sie hat er, seit sie durch ihre beharrliche Zudringlichkeit ihm lästig fiel, eine starke Abneigung, für Nathan hohe Verehrung.

Durch die vermeintliche Abweisung seiner Werbung um Recha (III, 9) ward diese freilich erschüttert, und noch mehr wird er jetzt an Nathan irre, da er von Daja erfährt, daß Nathan Recha, die von christlichen Eltern stamme und getauft sei, ohne ihr von diesen Tatsachen jemals etwas mitzuteilen, in seinem Glauben erzogen habe.

Hier ist nun besonders zu beachten, welche Bedeutung für Daja diese christliche Taufe hat. Sie sagt: „Ihr Glück ist längst zu sein, was sie zu werden verdorben ist." Eine sehr charakteristische, eigentlich in sich widerspruchsvolle Äußerung. Wir wissen, wie Recha gegen Dajas Bekehrungsversuche sich wehrt, und Daja bekennt hier offen den Mißerfolg ihrer Bemühungen. Sie weiß, daß Recha ihres Vaters Glauben anhängt, und dennoch ist Recha glücklich zu preisen als Christin. Sie gilt für Daja als eine solche, weil die Taufe ex opere operato wirkt und ihr einen durch die ganze Bildung und Erziehung nicht zerstörbaren character indelebilis aufprägt. Aber dennoch beruhigt sich Daja nicht damit, sondern bemüht sich, Recha für ihren Glauben zu gewinnen, mit so leidenschaftlichem Eifer, daß diese darüber klagen muß (V, 6), wie sie geängstet und gequält worden ist; freilich, wie sie im vollen Verständnis für die Motive solcher Bemühung hinzusetzt, aus Liebe, weil Daja ihren Glauben für den allein selig machenden halte.

Aber auch für den Tempelherrn hat jene Mitteilung Dajas viel zu bedeuten. Unwillkürlich und ohne Prüfung nimmt er eine „Stimme der Natur" an, die Nathan, indem er Recha in seinem Glauben erzog, „zu verfälschen" sich erlaubte. Er sieht hier also den Glauben als ein Erbteil an, das das Kind von den Eltern ins Leben mitbekommt, auf dem der Anspruch, in der Eltern Glauben erzogen zu werden, beruht. Kann ihm denn Religion so physisch erblich ohne Vermittelung durch das bewußte Geistesleben erscheinen? Augenscheinlich ist er jetzt, da er das Vertrauen zu Nathan verliert, uneins mit sich selbst und urteilt daher anders über den Unterschied der Religionen als vorher, da er Nathan freudig als Gesinnungsgenossen begrüßte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV, 2.

Den Patriarchen hatten wir bisher nur durch des Klosterbruders Worte (I, 5) kennen gelernt. Die Bedeutung, die er für die Veranschaulichung der Ideeen Lessings hat, erfordert natürlich, daß schließlich der Dichter ihn auch selbst auf die Bühne bringt. Schon die äußere Erscheinung, über die der Tempelherr sogleich sein Mißfallen ausspricht, zeigt, wie wenig dieser Mann das ist, was er nach seines Amts und Berufs eigentlichem Sinn sein sollte, wenn er auch jetzt von einer Ausübung seines Amts kommt. Die Entartung und völlige Verkehrung ins Gegenteil kommt nun im Verlauf der Scene noch viel deutlicher und drastischer als I, 5 zum Ausdruck. Zunächst macht er selbst noch einmal den Versuch, der dem Klosterbruder mißlungen war. Er bezeichnet sich selbst mit naiver Anmaßung als einen Boten Gottes und übertreibt mit eben solcher Anmaßung die Wichtigkeit und Bedeutung der vorliegenden Sache über alles Maß; sich selbst macht er zum Ausleger des göttlichen Willens, dem der Ritter, auf das eigene Urteil verzichtend, folgen müsse. Mit gewandter Sophistik sucht er des Ritters Einwände zu beseitigen; er stellt einerseits der menschlichen Vernunft den unbedingt geltenden Willen Gottes gegenüber, der dem Menschen immerhin als Willkür erscheinen möge. Damit glaubt er den Anspruch des Ritters, was er als ein Gebot Gottes ihm gegenüber geltend macht und fordert, mit seiner Vernunft prüfen zu dürfen, widerlegt und seine eigene Willkür gerechtfertigt zu haben. Und tatsächlich ist es geschehen, daß Theologen Gottes Willen, auf die Gewissensaussage ganz verzichtend, als Willkür aufgefaßt haben. Andrerseits sucht er des Ritters Ehrgefühl, das sich instinktiv gegen eine ehrlose Tat sträubt und diese mit Entrüstung zurückweist, zu verdächtigen, indem er es für eine kleinliche, großen Aufgaben gegenüber unberechtigte persönliche Eitelkeit erklärt.

Doch dies ist hier nur Vorspiel. Seinen pfäffischen Charakter ganz zu entfalten, gibt sodann die von dem Ritter ihm vorgelegte Sache die beste Gelegenheit. Zunächst zeigt sich deutlich seine Denkfaulheit, die er freilich zu beschönigen sucht, indem er für sich „im Geistlichen" d. h. in dem ihm als Fachmann vorbehaltenen Gebiete eine die stolze menschliche Vernunft an Treffsicherheit überbietende, unfehlbare Einsicht beansprucht. Dann aber folgt der schärfste Ausbruch des Fanatismus. Er kann sich nicht genug tun im Ausdruck seiner Empörung über die Freveltat, der von rechtswegen die schwerste und grausamste Strafe gebührt. Daß „Apostasie" und Verführung dazu für ein so schweres Verbrechen gilt, erklärt sich aus dem leidenschaftlichen Interesse einer herrschenden, die Menschen in Knechtschaft haltenden Hierarchie: man sucht die Herde in der Hürde zusammenzuhalten, der Sklave soll nicht entlaufen. Hier wird gar kein Recht der eigenen Überzeugung anerkannt, die höchste Tugend ist der Gehorsam. Und dieser fanatische Eiferer stellt die Erziehung des getauften Kindes, das doch noch gar keine Erkenntnis haben konnte, im jüdischen Glauben ganz auf gleiche Stufe mit der Verführung eines Erwachsenen zum Glaubenswechsel. Ja er sieht gerade darin, daß mit dem Kinde dieses geschehen ist, eine des Kindes Wehrlosigkeit mißbrauchende Gewalttat. Heftig ereifert er sich gegen jede Vergewaltigung der Kinder, bis er plötzlich bemerkt, daß sich als logische Folgerung aus seiner Behauptung eine Anklage gegen die Kirche ergibt. Rasch entschlossen nimmt er auch hier wieder, wie auch sonst schon, mit naiver Anmaßung für die Kirche ein Sonderrecht, tun zu dürfen, was kein anderer darf, in Anspruch und wiederholt, mit wahrer Wollust schon die Verbrennung des Juden, eine rechte Befriedigung seines Judenhasses, in der Phantasie sich ausmalend und genießend, mit herzloser Halsstarrigkeit, alle Einwendungen der Vernunft und der Gerechtigkeit mit schlagfertiger Sophistik zurückweisend, immer das eine ihm so wohltönende: „Der Jude wird verbrannt!"

Die das Leben des Kindes rettende Tat ist ihm mit völliger Verkehrung der Wahrheit, die jedem dem unverfälschten Gewissen folgenden Menschen eine unmittelbare Gewißheit ist, eine Anmaßung Gott gegenüber, dem man doch nicht vorgreifen durfte, sondern alles allein überlassen mußte. „Glaube" ist ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht ein höchstes Recht, die höchste Erhebung der Menschenseele, geschweige denn, wie im echten Christentum, eine Gabe Gottes, sondern eine große Pflicht, die Pflicht des Gehorsams gegen die Kirche. Wer sich dieser Pflicht entzieht, ist staatsgefährlich, von dem, der des Glaubens meint entbehren zu dürfen, ist jede Übertretung der bürgerlichen Rechtsordnung zu erwarten. Er erhebt den Anspruch, mit seiner fanatischen Pseudofrömmigkeit, außerhalb deren gar keine Sittlichkeit möglich sein soll, eine starke Stütze des Throns zu sein, und daher will er sogleich zu Saladin sich begeben und das brachium saeculare für das Recht der Kirche in Anspruch nehmen; Saladin werde schon im Interesse der Sicherheit des Staates ihm zu willen sein. Der Kirche sei Saladin den ihr zugesicherten Rechtsschutz schuldig, und wie weit das Recht der Kirche reiche, das habe diese allein zu bestimmen, so behauptet er wie bis auf den heutigen Tag jede Hierarchie.

Wie wenig aber diese Anmaßung, dieser leidenschaftliche Machtanspruch auf wirklicher Macht beruht, zeigt der sofort, als er hört, daß der Ritter zu Saladin gerufen ist, eintretende Umschwung. Sobald er in diesem einen Günstling des Sultans zu erkennen glaubt, verfällt er, der noch eben so hochtrabend redete, in den Ton der bedientenhaften Unterwürfigkeit. Er bittet um Empfehlung bei Saladin, entschuldigt seinen Eifer und fühlt sich schon erleichtert bei dem Gedanken, daß, was der Tempelherr ihm erzählte, doch wohl nicht eine Tatsache, sondern nur ein als möglich vorgestellter Fall sei.

Mit stets steigender, zuletzt ganz durchschlagender Klarheit sehen wir, wie Lessing hier im bald heitern, bald grimmigen Mutwillen seiner satirischen Laune die Zügel hat schießen lassen. Dieser Charakter wird hier zur Karikatur, der aufgeblasene Fanatiker ist uns nicht schrecklich, sondern lächerlich, und die ganze Scene wirkt als eine Komödie. Um dies recht deutlich zu machen, erlaubt sich Lessing den ganz auffallenden Anachronismus der Verweisung auf das Theater, damit zugleich hinweisend auf seine eigene, von den Gegnern ihm zum Vorwurf gemachte Tätigkeit als Theaterdichter. Aber der ganzen Darstellung liegt doch ein bittrer Ernst zu grunde, und über die gefühllose Grausamkeit und die selbstsüchtige Anmaßung des Fanatismus ergeht ein durchschlagendes Verdammungsurteil.

Aber besonders danken wollen wirs Lessing, daß er hier mit keinem Worte darauf hingedeutet hat, wozu der geschichtliche Charakter des damaligen Patriarchen von Jerusalem ihm hinreichend Anlaß geben konnte, wie schweres Ärgernis im klarsten Widerspruch zu dem Gelübde der Keuschheit nicht nur Geistliche überhaupt, sondern gerade hohe Kirchenfürsten oft durch unsittliches Leben gegeben haben. Darauf hinzuweisen hatte Lessing hier keinen Anlaß, und er will auch durchaus nicht alles, was gegen anmaßende und leidenschaftlich eifernde Hierarchen zu sagen wäre, hier vorbringen.

Man hat es ihm verdacht und als Parteilichkeit gegen das Christentum ausgelegt, daß der schlechteste aller Menschen, die in diesem Drama auftreten, ja der eigentlich allein schlechte ein hoher Kirchenfürst ist. Aber in der Predigt, die nicht für Muhamedaner oder für Juden, sondern für Christen bestimmt ist, hat dieser Teil leider sein Recht. Es gibt tatsächlich im Bereich des Islams und des Judentums keine Entartung oder Mißbildung, in der so, wie in der Gesinnung, dem Leben und Trachten der Personen, als deren Vertreter der Patriarch hier erscheint, die Verkehrung einer Religion in ihr Gegenteil zum Ausdruck kommt. Optimi corruptio pessima. Man denke an das Grundgesetz, das Christus, seiner eigenen für der Kirche Bestand und Wesen grundlegenden Tat entsprechend, seiner Gemeinde gegeben hat, Marc. 10, 42—45. Ev. Joh. 13, 13—15. Nicht Herrschaften, sondern Dienste, sagt Luther, hat Christus in seiner Kirche eingesetzt, vgl. 1. Petr. 5,3 *μὴ ὡς κατακυριεύοντες, ἀλλὰ τύποι γινόμενοι.*

Recht zu bedauern ist, daß D. Fr. Strauß in seinem 1864 gehaltenen Vortrag über Lessings „Nathan" sich die Bemerkung erlaubt hat, solange es Kirchen gebe, werde gewiß jedem Zuschauer oder Leser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein geistlicher Würdenträger aus seiner Nähe einfallen, der dem Patriarchen zum Verwechseln ähnlich sei (Gesammelte Schriften II, 70); bitter böse Worte, welche die im Idealbild des Charakters Nathans geschilderte Gesinnung uns schmerzlich vermissen lassen.

IV, 7.

Der Klosterbruder wird vom Tempelherrn (V, 5) „die gute Haut" genannt. In diesem merkwürdigen Ausdruck liegt gewiß Wertschätzung und Anerkennung, aber doch zugleich auch ein Gefühl des Bedauerns, des Mitleids. Wir wollen, was edel und gut an ihm ist, seine treuherzige Einfalt, seine innig teilnehmende, weitherzige Liebe gewiß nach Gebühr würdigen. Aber ein reines Wohlgefallen können wir an ihm nicht haben, ein recht würdiger Vertreter des Christentums kann er doch nicht sein. Wir sehen zu sehr, wie in den engen Schranken und unter dem Druck seines Standes sein Charakter sich nicht hat frei gestalten und harmonisch entwickeln können. Er empfindet es als innern Widerspruch, daß er des Patriarchen Aufträge, gegen die sein Gefühl sich sträubt, ausführen muß. Aber sein Mönchsgelübde verpflichtet ihn auf ein Handeln nach eigener Überzeugung zu verzichten. Diese knechtische Gebundenheit des Mönchtums entspricht der herrschsüchtigen Anmaßung des Hierarchen. Der Gott gegenüber sittlich heilsame, ja im letzten Grunde befreiende (Deo parere libertas) Verzicht auf den eigenen Willen wird zur Entartung, zum Abfall vom Wesen des Christentums, wenn sich der Mensch an Stelle Gottes setzt. *Τιμῆς ἠγοράσθητε, μὴ γίνεσθε δοῦλοι ἀνθρώπων*, sagt Paulus 1. Kor. 7,23 vgl. Gal. 5,1 und *πᾶν ὃ οὐκ ἐκ πίστεως ἁμαρτία* Röm. 14,23.

Mit dieser Unfreiheit hängt die Ängstlichkeit zusammen, die sein Handeln lähmt. Er wagt es nicht, das Gute zu tun, wenn an das Gute, das er tun soll, gar zu nahe etwas gar zu Schlimmes grenzt. Seine furchtsam quietistische Mönchsmoral kennt den Begriff der Unterlassungssünde (Jak. 4,17) offenbar nicht. Ihm fehlt es an Mut, und ängstliche Fürsorge für die eigene Seele macht ihn engherzig, indem er es ablehnt, als der Tempelherr Rat und Hilfe bei ihm sucht, was dieser ihm anvertrauen will, auch nur anzuhören (IV, 1 a. E.) So wird er hier gehindert, die Liebe, die ihm als Gesinnung nicht mangelt, auch durch die Tat zu beweisen.

Daß der Klosterbruder, gewaltig ergriffen von Nathans Erzählung, ausruft: „Nathan, ihr seid ein Christ!" ist sehr natürlich; daß er aber hinzusetzt: „Ein beß'rer Christ war nie!" macht wohl seinem guten Herzen Ehre, nicht aber seiner Einsicht. Gewiß ist Nathans Tat edel und hochherzig. Aber wir müssen auch bedenken, daß das Kind, dessen er sich so annimmt, ein wehrloses, hilfloses Wesen war, noch dazu seines Freundes Tochter, und daß es ihm jetzt als Ersatz erschien für die verlorenen Angehörigen, Frau und Kinder. Da ists nicht eine so schwere Selbstüberwindung, wenn er jetzt diesem Kinde gegenüber nicht an den Haß denkt, den er der Christenheit zugeschworen hatte. Gewiß ist es ein Kennzeichen echter Religion, daß das Böse mit Gutem überwunden wird, und gerade in dieser Forderung und Fähigkeit zeigt sich das Christentum andern Religionen überlegen. Schwereres und Größeres, als hier Nathan tut, haben nicht nur die Märtyrer getan, die ihren Mördern von Herzen verziehen und für sie beteten, sondern auch andere Christen.

Wenn nun hier der Klosterbruder sagt: „Kinder brauchen Liebe in solchen Jahren mehr als Christentum", so ist hinreichend deutlich, daß unter „Christentum" hier ein Unterricht in christlichen Lehren und Dogmen zu verstehen ist, wie er in der Kirche zu erwarten war, die hier in Betracht kommt. So steht, was er als Christentum bezeichnet, freilich in einem Gegensatz zur Beweisung der Liebe. Was das wirkliche Christentum vor einer Religion, wie die Nathans war, voraus hat, weiß ja der Klosterbruder nicht. Und wenn er dann betont, daß „das ganze Christentum aufs Judentum gebaut" sei, „daß unser Herr ja selbst ein Jude war", so wird dadurch allerdings das große Unrecht der Judenverachtung und des fanatischen Judenhasses in ein helles Licht gestellt. Aber gegen das Wort „das ganze" müssen wir doch ernstlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einspruch erheben. Offenbar hat dieser einfältig fromme Mann kein Verständnis für den wesentlichen Unterschied zwischen Christentum und Judentum und zieht nicht in betracht die entscheidende Tatsache, daß Christus von seinem Volke verworfen worden ist und gekreuzigt, und daß daher ein sehr wesentlicher Unterschied ist wischen dem Judentum, wie es als Grundlage und Vorstufe des Christentums war, und wie es dann im zGegensatz zum Christentum geblieben und geworden ist.

Nathan.

Was Lessing uns in seinem „Nathan" lehren will, kommt am klarsten und vollkommensten in der Person Nathans zur Darstellung. In ihm entwirft er uns ein Ideal echter Frömmigkeit und selbstloser Sittlichkeit, und mit diesem Ideal will er uns eine über dem Gegensatze der positiven Religionen stehende, wahre und echte Religion verkünden, eine Religion des Gott vertrauenden, ihm sich ergebenden Vorsehungsglaubens und der überall den Streit schlichtenden, versöhnenden, friedenstiftenden, das Böse mit Gutem überwindenden Menschenliebe.

Wir würden sehr unrecht tun, wenn wir die in diesem Ideal zur Darstellung gebrachten edlen Eigenschaften nicht in ihrem vollen Werte anerkennen wollten. Es enthält sehr viel mehr, als oft „aufgeklärte" Leute als Vernunftreligion, als Humanitätsreligion sich vorgestellt haben.

Fragen wir uns: wie ist Nathan so geworden, wie er jetzt als erfahrener und gereifter Mann vor uns steht? so gibt uns der Dichter wenigstens durch ein Ereignis von grundlegender und entscheidender Bedeutung einen tiefen Einblick in Nathans Lebensgang.

Er erspart es uns nicht, daß wir von den Greueln einer von Christen ausgehenden Judenverfolgung hören. Auch dies gehört mit zu der Anklage, die er hier gegen Christen erhebt. Leider dürfen wir nicht behaupten, daß, was er hier berichtet, eine willkürliche, unbegründete Erfindung des Dichters sei, ein Zeichen seiner Parteilichkeit gegen das Christentum. Es hat grausame Verfolgungen der Juden durch Christen gegeben. Aber diese Erzählung dient doch hier dazu, um zu zeigen, wie das Böse geschehen darf, damit die Macht des Guten ihre Siegeskraft beweise. Was Nathan in echter Bescheidenheit, ja mehr noch in echt frommer Scheu vor Entweihung des Heiligen bisher nie ausgesprochen hat, der „frommen Einfalt" darf er es erzählen, weil nur, wo diese waltet, ein rechtes Verständnis für die Sache erwartet werden kann.

Nathan hat die schwerste Prüfung, die Gott ihm auferlegte, nach schwerem innern Kampfe, nach lang andauernder Empörung des scheinbar berechtigten Eigenwillens gegen völlig unverdiente Ungerechtigkeit, obgleich diese Empörung sich zur Anklage gegen Gott und furchtbarer Rachsucht gegen die Christen, die Urheber seines unvergleichlich schweren Verlustes, steigerte, schließlich doch bestanden. Er konnte sie bestehen, weil er den Glauben an Gott nicht verlor, sondern sich in Gottes Willen zu ergeben und darum nach Gottes Willen zu handeln sich entschließen konnte. Und indem er dies tat, war der Haß überwunden und die Fähigkeit gewonnen, das Böse mit Gutem zu überwinden.

Wir haben kein Recht zu behaupten, daß ein Erlebnis, wie es hier geschildert wird, nur im Bereiche des Christentums möglich sei. Wir wollen auch wegen des Ausdrucks mit Lessing nicht streiten. Nathan sagt, daß „die Vernunft" allmählich wieder kam. Dies Wort ist hier berechtigt, es schließt aber noch mehr in sich, was man sonst nicht zugleich mit diesem Wort befaßt. Ein Christ freilich, der Ähnliches erlebt hätte, wie Nathan, würde nicht wie dieser von Taten reden, die „sich der gottergebene Mensch abgewinnen kann." Er würde die Tatsache anders erklären, weil er nicht wie ein Stoiker durch des eigenen Willens Kraft den Sieg gewonnen zu haben glaubte, sondern durch Gottes im Gebet ergriffene Siegeskraft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jedenfalls ist dies Erlebnis für das Verständnis des in Nathan dargestellten Ideals grundlegend. Lessing weiß wohl, wie wenig durch bloßes Nachdenken, Forschen, Suchen der Wahrheit, geschweige denn durch die einst so sehr überschätzte Verstandesaufklärung ein Mensch eine solche Höhe ersteigen kann, wie diese ist, auf der wir Nathan sehen, wie entscheidend vielmehr dabei die Lebenserfahrung, insbesondere das bedeutende Erlebnis ist, wo der Mensch am Scheidewege stand.

Und dem entsprechend sehen wir allenthalben, wie tief Nathans edle und überall betätigte echte Humanität in der Frömmigkeit wurzelt, wie weit sie entfernt ist von einer sogenannten religionslosen Moral. Geflissentlich von Gott zu reden ist nicht seine Art; aber der tiefe Hintergrund seiner klaren, besonnenen, sichern Lebensführung und der betätigten edlen Gesinnung ist echte Gottesfurcht, Gottvertrauen, Ergebung in Gott, Dankbarkeit. Dies kommt noch besonders darin zum Ausdruck, daß, so lieb, ja scheinbar unentbehrlich ihm auch Recha ist, er doch ohne Murren auf sie verzichten will, wenn sich jemand findet, der einen nähern Anspruch und ein größeres Recht auf sie hat. Und einen klaren Einblick in seine fromme Gesinnung gibt uns der Dichter durch das Gebet Nathans, mit dem V, 4 schließt, wo besonders die letzten Worte uns deutlich zeigen, wie der wahrhaft weise und tief in die innere Werkstatt menschlicher Gedanken und Willensentschlüsse blickende Mann die Wahrheit vom Schein zu unterscheiden weiß.

Nathan heißt „der Weise," nicht der Gerechte, der Edle, der Fromme, der Gütige, der Hochherzige oder sonstwie. Warum faßt Lessing alle Tugenden Nathans in diesem Namen zusammen? Ich meine, er will uns dadurch zunächst einen Wink geben, damit wir darüber nachdenken, wie wir uns diesen Charakter geworden denken sollen. Nathan ist nicht Philosoph, nicht Schriftgelehrter, überhaupt nicht ein Mann der Gelehrsamkeit und des Buchwissens. Lessing hat sich gelegentlich darüber geäußert, daß man nicht gerade unter den Leuten, denen von Berufs wegen die Pflege der Religion obliegt, die Vertreter der besten Frömmigkeit finde. „Ich habe noch immer," sagt er in den Streitschriften gegen Goeze, „die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten." Nathan ist Kaufmann; wir sollen annehmen, daß er durch seine kaufmännische Tüchtigkeit, seinen rastlosen Fleiß, seine Klugheit und Geschäftsgewandtheit zu großem Reichtum gelangt sei. Dieser sein Reichtum und die dadurch gesicherte Lebensstellung geben ihm nun die willkommene Gelegenheit, überall den Menschen gegenüber seine edle, humane Gesinnung zu betätigen.

Ein Kaufmann muß mit den Menschen zu verkehren, sie recht zu verstehen und richtig zu behandeln wissen. Im Zusammenhang damit sollen wir uns nun Nathans Weisheit entstanden denken. Er hat, indem er mit Menschen verkehrte und sie mit unbefangenem, offenen Sinn beobachtete, stets nachgedacht und sich bemüht sie recht zu verstehen und zu beurteilen, über alles, was er sah und lernte, bei sich selbst zur innern Klarheit zu kommen. So ist seine Weisheit nicht durch wissenschaftliche Studien gewonnen, sondern der Ertrag eines im steten Verkehr mit Menschen, im ernsten Suchen nach der rechten Erkenntnis und Betätigung dieser durch die rechte Behandlung der Menschen zugebrachten Lebens.

So ist er frei geworden von allen Vorurteilen, begegnet allen Menschen mit Vertrauen zu der Macht des Guten, weiß überall an das Gute anzuknüpfen, auch in den Fehlern den Zusammenhang mit den guten Anlagen zu finden und durch Anknüpfung an diese die Fehler zu bekämpfen und so die Gegensätze zu überwinden, zu versöhnen und Frieden zu stiften. Sehr zu beachten ist sein edles, diesen tief beschämendes Vertrauen zu dem Tempelherrn. Daß dieser ihn beim Patriarchen angeklagt habe, hält er garnicht für möglich. Daher wirkt er auf seine Umgebung sittlich veredelnd, befreiend, erziehend.

Nathan als Erzieher wäre ein Thema, das eingehend auszuführen sich wohl lohnen möchte. Er wird als solcher dargestellt einerseits durch des Tempelherrn sittliche Läuterung, andererseits durch Recha, die sich in allem, was sie ist, ganz als durch ihn geworden weiß, wie das auch der Tempelherr entschieden erkennt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ganz mit Recht wählte Lessing, um die Wirkung solcher Erziehung zu veranschaulichen, eine Tochter und nicht einen Sohn. Man hat Recha altklug, unweiblich gefunden. Ich glaube, wir sollen in den Zügen, die uns so erscheinen, naive Äußerungen der Mädchenseele sehen, deren Worte ganz das Echo der Worte des Vaters sind. Gerade diese gar nicht in eigene Sprache übersetzende Wiedergabe seiner Gedanken ist echt weiblich, bei einer Tochter weit natürlicher als bei einem Sohne. Eine reizende Naivität liegt in ihrer Äußerung: „Sicher hat auch Sittah wenig oder nichts gelesen!“ (V, 6). Lessing hat hier die Gelegenheit benutzt, um uns einige wertvolle Winke zu geben. Er will uns zeigen, wie eine sittliche Bildung entsteht, die im Eigenleben wurzelt und daher als ein unablöslicher Bestandteil des innern Lebens mit rechter Triebkraft wächst und wirkt. Lessing, der große Gelehrte, der aber schon als angehender Student in Leipzig zu der Erkenntnis kam, daß die Bücher ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen könnten, zeigt hier den Weg zu einer Bildung, die lebenskräftiger ist als alle nur den Kopf, d. i. Verstand und Gedächtnis bildende Buchgelehrsamkeit. Hier ist keine Abstraktion, es ist alles individuell, konkret, mit dem Eigenleben verwachsen, weil es durch unmittelbare Einwirkung von Person zu Person entstand. Den Erfolg solcher Lehrmethode spricht Sittah klar aus: „So lernt mit eins die ganze Seele.“

Saladin.

Dem in Nathan geschilderten Ideal steht Saladin nahe, aber nicht gleich. Keine Nation, keine Religion hat bei ihm vor einer andern einen Vorzug, denn er hat „nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse“ (IV, 4). Wer nicht wie Nathan und er glaubt, daß die wahre und echte Religion jenseits und über dem Gegensatz der Religionen liege, wird die Anwendbarkeit dieses Gleichnisses nicht nur bestreiten, sondern auch beweisen, daß es nicht zutrifft. Der Tempelherr zeigt, daß er den Sinn dieser Worte versteht; er sieht in Saladin den „Helden, der lieber Gottes Gärtner wäre.“

Es entspricht der Moral des Islams sowie dem geschichtlichen Charakter Saladins, von dem Walther von der Vogelweide weiß: „Er jach, daz küneges hende dürkel solden sin,“ wenn seine große, ja maßlose Freigebigkeit besonders betont wird. Entsprechend der Tendenz des Lessingschen Lehrgedichts werden die Spenden an die Christenpilger am heiligen Grabe recht geflissentlich hervorgehoben. Aber es ist doch hinreichend deutlich, daß diese seine Freigebigkeit nicht eine Äußerung weiser Fürsorge für sein Volk ist, nicht mit Besonnenheit verbunden, daher auch unpraktisch, da sie die Übel doch nicht an der Wurzel anfaßt. Sie ist vielmehr eine unwillkürliche Äußerung seines Wohlwollens, seiner hilfsbereiten Menschenliebe, ganz Neigung, ja Leidenschaft; denn er übt sie aus ganz ohne Rücksicht darauf, ob durch solche Wohltätigkeit tatsächlich etwas Gutes bewirkt und die Not beseitigt wird.

Ebenso wie Nathan weiß auch er die Fehler des Tempelherrn, indem er ihren engen Zusammenhang mit den Tugenden durchschaut, zu entschuldigen und hat Geduld mit dem noch gährenden, unfertigen, noch nicht geläuterten jugendlichen Sinn. Wenn er tadeln muß: „Wie jach nun wieder!“ so liegt doch in der hier hinzugefügten Anrede „junger Mann“ etwas wie Entschuldigung; in schonender Weise weist er ihn zurecht, indem er ihm klar macht, daß er, die er gerettet habe, doch deswegen nicht als ein Eigentum für sich beanspruchen dürfe; aber zugleich entschuldigt er den so Getadelten Recha gegenüber, indem er darauf hinweist, wie eng diese hier nicht angenehm wirkende Leidenschaftlichkeit zusammenhängt mit der Fähigkeit zu der rettenden Tat.

Als schließlich noch einmal den Tempelherrn Enttäuschung und Verbitterung hinreißt zu einer in ungestümer Übereilung und ganz ohne Überlegung ausgesprochenen, für Nathan aber schwer verletzenden Äußerung, kann Saladin nicht umhin ihn mit ernsten Worten zu tadeln und zu strafen, wobei er nochmals wie früher schon darauf hindeutet, daß das aus dem Glaubensstolze stammende, noch nicht mit der Wurzel ausgetilgte Vorurteil diese verletzende Äußerung veranlaßt habe. Diesem berechtigten Tadel gegenüber zeigt sich Nathan als der reifere und darum humanere und mildere. Als ein echter Menschenfreund weiß er sich in des Jünglings

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stimmung zu versetzen und ist aufrichtig und bescheiden genug, um sich klar zu machen, daß auch Saladin sowohl wie er selbst in gleicher Lage und in gleichem Alter vielleicht sich ebenso geäußert hätten. So führt er durch seine milde und gerechte Weisheit den versöhnenden Abschluß herbei.

III.

Fr. Th. Vischer hat den Schluß des Dramas getadelt: „In seinem Nathan vergißt Lessing, welchen schweren Konflikt zwischen dem Fanatismus des Christentums und der reinen Humanität er angelegt hat, und schließt die Handlung schlecht im Sinne des bürgerlichen Familienstücks." Erich Schmidt hat (Lessing II, 531 f.) diesen Tadel eingehend widerlegt und den Dichter vollkommen gerechtfertigt. Mir ists kaum begreiflich, wie Vischer, der feinsinnige Ästhetiker, so hat urteilen können. Der Schluß der Handlung mußte doch ganz dem Geiste des Ganzen und damit zugleich dem Sinn und Charakter Nathans entsprechen. Nicht durch Kampf sollen die Gegensätze beseitigt werden, sondern innerlich überwunden durch innere Läuterung, gegenseitige Einwirkung, Entgegenkommen, Verständnis und Vertrauen. „Nathan" mußte ebenso unbedingt wie Goethes „Iphigenie" entsprechend dem Charakter der Hauptperson, also vollkommen versöhnend schließen.

Vischer hätte nicht so urteilen können, wenn er die Bedeutung, welche die Figur des Patriarchen und die Patriarchenscene nach des Dichters Absicht haben sollte, recht verstanden hätte. Für den Verlauf der Handlung hat der Patriarch keine entscheidende Bedeutung, er ist nur Kontrastfigur; nicht Furcht erregend wirkt er, sondern schließlich lächerlich durch den offenbaren Widerspruch zwischen der angemaßten Größe und der wirklichen Ohnmacht. Auch sonst verschmäht ja Lessing im Verlaufe des Dramas das Mittel des Humoristischen, des scherzenden Tons, ja des Komischen nicht. Man denke daran, wie in I, 5 der Klosterbruder seine Rolle spielt, an Rechas „etwas besser zugelernte Hunde" (III, 2). Immer mehr und deutlicher tritt gegen Ende der Handlung der harmlos scherzende Ton hervor, namentlich in Saladins Worten; am drastischsten in Saladins Äußerung „Nathan solle es schon empfinden, daß er ohne Schweinefleisch ein Christenkind erziehen dürfen." Und so ists auch Saladin, der die ganze Handlung in diesem Tone mit der scherzenden Drohung gegen den Tempelherrn ausklingen läßt.

Man hat es als den Zweck des Dramas bezeichnet, daß Lessing den Vertretern verschiedener Religionsbekenntnisse gegenseitige Toleranz, Duldung predigen wolle. Gewiß wird das Gegenteil dieser hier ernst gerügt und scharf getadelt, die gegenseitige Duldung wird hochgeschätzt und empfohlen. Aber bloße Duldung ist hier doch nicht Hauptidee, diese hat einen weit positivern Inhalt, Duldung ist nur ihre Konsequenz.

Daß Lessing die Handlung in die Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, ist getadelt, ja als ein ganz offenbarer Widerspruch gegen die geschichtliche Wahrheit scharf gerügt worden. Aber Lessing hat dies doch nicht nur getan, um zu der Humanitätsreligion, die er verkündet, und zu der Versöhnung, die zwischen den drei Religionen zustande kommen soll, einen wirksamen Kontrast zu haben. Wenn er den Tempelherrn bekennen läßt (III, 8 vgl. auch II, 5), daß er hier der Vorurteile mehr schon abgelegt habe, so ist das nicht eine willkürliche Erfindung. Gerade der durch die Erfahrungen der Kreuzzüge erweiterte Gesichtskreis hat auch Menschen des dreizehnten Jahrhunderts auf den Gedanken gebracht, daß jede der drei Religionen die wahre sein könne, und Gott allein wisse, welche s. Wackernagel, Kleine Schriften II, 387 u. 460.

Freilich an die in der Dramaturgie ausgesprochene Regel, daß die historischen Charaktere dem Dichter heilig, d. h. unantastbar seien, war Lessing hier, da er nicht ein historisches Schauspiel dichtete, sondern ein Lehrgedicht, das zur Gattung der an keine Zeit gebundenen Ideendichtung gehört, ebenso wenig gebunden, wie Goethe in seiner „Iphigenie." Und dennoch verfuhr er nicht willkürlich, wenn er Saladin zum Gesinnungsverwandten Nathans macht. Saladin ist schon im dreizehnten Jahrhundert, ohne daß der Zusammenhang mit seinem geschichtlichen Charakter ganz entschwand, von christlichen Dichtern idealisiert worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daran knüpft Lessing an und geht in der schon eingeschlagenen Richtung im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, den Islam wie schon vor ihm Voltaire und Gleim idealisierend, noch einige bedeutende Schritte weiter.

Wenn er aber zum vollkommensten Vertreter der besten Religion, die außer und über den Gegensätzen stehen soll, Nathan, den Juden, macht, so tat er dies wahrlich nicht zur besondern Ehre und Verherrlichung des Judentums. Vielmehr kommt gerade durch diese Wahl der Sieg der Humanität über den Partikularismus am deutlichsten zum Ausdruck, vgl. Bohtz, Lessings Protestantismus S. 158, und insofern Nathans Größe, sein persönliches Verdienst, daß er die ihm entgegenstehenden großen Hindernisse überwunden und sich zur reinen Humanitätsreligion erhoben hat. „Die Größe der moralischen Kraft mißt sich durch die Größe des Widerstandes, den sie findet und besiegt" (Kuno Fischer, Lessing als Reformator II, 77). „Die Religion der Juden ist von Natur unduldsam und stolz. Der Stolz ist nie hartnäckiger, als wenn er unterdrückt wird." „Das Judentum ist" (war damals) „zugleich die stolzeste und unterdrückteste Religion" (ebd. S. 166).

Diese Humanitätsreligion war ebenso wie ihr Seitenstück, der über dem Gegensatz der Nationalitäten stehende Kosmopolitismus, eine Lieblingsidee des unhistorischen, philosophischen achtzehnten Jahrhunderts. Die positiven Religionen klagte man an, daß sie den eigentlichen Urgrund der Religion verloren hätten. Islam und Judentum wurden idealisiert, für die eigentlichen christlichen Glaubenswahrheiten war das Verständnis verloren.

Wo ist nun jene Idee der Humanitätsreligion entstanden? Wo ist sie verwirklicht? Die Dichtung ist frei, sie darf auch Träume konkret anschaulich ausgestalten. Fragen wir das Zeugnis der Geschichte. Diese bezeugt, daß jene Idee nirgends anders entstanden und gewachsen ist als auf dem Boden des Christentums, und daß sie auch nur da, wo mindestens des christlichen Geistes Einfluß entscheidend mitwirkt, auch nur annähernd verwirklicht wird. Daß sie auf dem von Lessing angenommenen Wege nicht realisierbar ist, hat die Geschichte deutlich bewiesen. Das sehen wir jetzt klarer als Lessing und seine Zeitgenossen.

Karl Daub sagt im „Judas Ischarioth" (angeführt von Bohtz a. a. O. S. 126): „Kirchenhäupter, gewissenlos, hinterlistig, heimtückisch und raubsüchtig, wie Lessings Patriarch, kennt die Geschichte; aber Juden in der Art weise, wie Nathan, und Muselmänner, großmütig und edel, wie Saladin, sind bis jetzt bloße Geschöpfe der Einbildungskraft gewesen, der unsers Dichters, welcher von christlichen Eltern geboren, in der christlichen Lehre und Kirche erzogen, die Macht der christlichen Liebe an sich erfahren hatte. Ohne jene Macht und ohne jenen Hinblick auf Christus, den einzigen, dessen vollkommene Weisheit, Liebe und Seelengröße keine Erzeugnisse der menschlichen Einbildungskraft sind, sollte es wohl dem Schöpfer des Nathan mit aller seiner Genialität, mit allen seinen Talenten und seiner Kraft zu abstrahieren und zu idealisieren dennoch unmöglich gewesen und geblieben sein, ein Werk, wie das seinige ist, hervorzubringen." Und mit gleichem Recht sagt Geibel: „War es Lessing bewußt, als er Nathan uns malte, den Juden, daß er ihn nur aus dem Schatz christlicher Bildung erschuf?"

Ein Irrtum ists, wie Beyschlag, Lessings Nathan und das positive Christentum S. 24, gut nachweist, daß Lessing die Frucht haben will ohne den Baum. Aber Beyschlag gesteht auch zu, daß diesen großen und tiefgreifenden Irrtum des scharfsinnig forschenden und eifrig suchenden Wahrheitsfreundes die Theologie, wie sie sich seit der Reformationszeit entwickelt hatte, mitverschuldet hat.

Wenn Novalis in innig dankbarer Liebe zu seinem Herrn und Heiland, den gefunden zu haben ihn beglückt, klagt: „Oft muß ich bitter weinen, daß du gestorben bist und mancher von den Deinen dich lebenslang vergißt. Von Liebe nur durchdrungen, hast du soviel getan, und doch bist du verklungen, und keiner denkt daran," so dürfen wir bei dieser Klage auch an Lessings „Nathan" denken.

Lessing hat sich im Gegensatz zu allem Streit, der, wie er meint, an das Evangelium Johannis sich anknüpft, ganz ausdrücklich zum Testament Johannis, dem Gebot der Liebe, bekannt. Aber er hat den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zusammenhang nicht erkannt, in dem dies Gebot mit Christi Person und Lebenswerk steht, so daß es nur da recht erfüllt werden kann, wo diese erkannt und ergriffen wird.

In der „Erziehung des Menschengeschlechts" steht ihm das Christentum auf der höchsten bisher erreichten Stufe; aber er hofft auf die Zeit des „neuen, ewigen Evangeliums." Wodurch sich dies von dem bisherigen Christentum unterscheiden soll, sagt er deutlich. Wir ersehen daraus, daß er das echte Christentum noch nicht kennt, denn was er noch hofft, ist bereits da und hat sich zu verwirklichen angefangen. Es ist überall da, wo Christus so erkannt und ergriffen wird, daß er in seinen Nachfolgern Gestalt gewinnt.

Lessing schrieb am 9. Januar 1771 an Moses Mendelssohn: „Ich besorge nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurteile weggeworfen, ich ein wenig zuviel mit weggeworfen, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Teil nicht schon getan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrat wieder in das Haus zu schleppen." Dies letztere hätte er nicht zu tun brauchen, wenn er die Wirkung Kants und Schleiermachers noch erlebt hätte.

Die überlieferte Kirchenlehre konnte ihn nicht befriedigen; sie stand zu deutlich im Widerspruch mit vermeintlichen und mit sichern Ergebnissen der Wissenschaft, und sie zeigte sich oft gerade da, wo die Menschen von ihrer ausschließlichen Wahrheit theoretisch am meisten überzeugt waren, sittlich unfruchtbar. Mit Recht hatte er die alte Inspirationslehre verworfen und lehnte die kirchliche Erbsündenlehre ab. Aber er hatte damit zugleich die in beiden, freilich in unzureichender und wissenschaftlich unhaltbarer Form, enthaltene Wahrheit verloren. Die in Lessings „Nathan" vorausgesetzte edle und unverderbte Menschennatur ist ein schöner Traum. Als ein rechter Menschenkenner hat der große Friedrich diese Lieblingsillusion seiner Zeitgenossen zurückgewiesen: „Lieber Sulzer, ihr kennt diese verdammte Rasse nicht, zu der wir gehören."

Das Christentum schlägt allen Stolz des Menschen, als ob er sich selbst erlösen könne, nieder, aber es erhebt ihn auch wieder zur höchsten Höhe. Jenseits des hier geschilderten Ideals der Humanitätsreligion liegt das wahre, lebendige Christentum. Hier ist nicht ein „Wähnen über Gott," sondern eine wirkliche Erkenntnis Gottes auf grund der durch die Erlösung gegebenen Offenbarung. Christum cognoscere, hoc est eius beneficia cognoscere. Der Begriff der Erlösung ist dem der Offenbarung übergeordnet, nicht umgekehrt. Wer der Erlösung teilhaftig geworden, dem ist nicht nur Gottes Wesen und Wille offenbar geworden, sondern er ist ein Kind Gottes, das sind Nathan, Recha und Saladin nicht. In Christi Angesicht sehen wir den Vater Ev. Joh. 14, 9. Aber die traditionelle, in ihrer geschichtlichen Entwickelung durch griechische Philosophie und mittelalterliche Rechtsbegriffe beeinflußte Christologie war damals wie jetzt vielen unverständlich geworden und verdunkelte ihnen das Angesicht Gottes.

Wir können jetzt richtiger als Lessing und seine Zeitgenossen über den Wertunterschied der drei monotheistischen Religionen urteilen. Gerade jetzt sehen wir die Unfruchtbarkeit des Islams; er kann nicht vorwärts, auf seinem Boden kann nicht wachsen, was auf dem Boden des Christentums gedeiht. Das Christentum steht über allem Gegensatz der Nationalitäten, der Zeiten, der Kulturformen, es hat sich dazu fähig erwiesen, Weltreligion zu werden. Es ist Zeit, daß jeder, der es versteht und kann, daran mitarbeite, daß es Weltreligion werde, die Welt erobere, damit alle Welt Gottes und seines Christus werde.

Goethe sprach 11 Tage vor seinem Tode die Überzeugung aus: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen", und dabei zugleich die Zuversicht und Mahnung: „Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."

Aber zur Erreichung dieses Ziels trägt doch der an die überlieferte Form sich anschließende Glaube oft weit mehr bei, als die kritischen Geister glaubten und noch jetzt glauben. „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt"; am meisten jedenfalls die Gemütsart eines Kindes Gottes, die stets aus der unversieglichen Quelle (Ev. Joh. 4, 14) ihre Kraft schöpft. Ein Kind Gottes ist mehr als ein Nathan der Weise, so sehr wir auch unrecht tun würden, wenn wir Lessing nicht dankbar sein wollten für diesen Beitrag, den er gegeben hat zur Erreichung des von Geibel uns mit so treffenden Worten vorgesteckten Ziels: „daß das Glauben Leben werde, daß die Tat Bekenntnis sei."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zusammenhang nicht erkannt,
da recht erfüllt werden kann,

In der „Erziehung d
reichten Stufe; aber er hofft
bisherigen Christentum unterschei
noch nicht kennt, denn was er
überall da, wo Christus so erk

Lessing schrieb am 9.
daß, indem ich gewisse Vorurte
holen müssen. Daß ich es zum
nach den ganzen Unrat wieder
er die Wirkung Kants und S

Die überlieferte Kirche
vermeintlichen und mit sichern
von ihrer ausschließlichen Wah
hatte er die alte Inspirationslehr
die in beiden, freilich in unzur
Die in Lessings „Nathan“ v
Als ein rechter Menschenkenner
wiesen: „Lieber Sulzer, ihr ke

Das Christentum schl
es erhebt ihn auch wieder zur
liegt das wahre, lebendige Chr
kenntnis Gottes auf grund de
hoc est eius beneficia cogn
nicht umgekehrt. Wer der Erl
geworden, sondern er ist ein K
sehen wir den Vater Ev. Joh.
Philosophie und mittelalterliche
lich geworden und verdunkelte

Wir können jetzt rich
monotheistischen Religionen urt
vorwärts, auf seinem Boden
Christentum steht über a
dazu fähig erwiesen, Weltre
mitarbeite, daß es Weltreligion

Goethe sprach 11 Ta
immer fortschreiten, mögen die
der menschliche Geist sich erwei
es in den Evangelien schimmer
und Mahnung: „Auch werden
immer mehr zu einem Christen

Aber zur Erreichung
oft weit mehr bei, als die krit
Verständigen sieht, das übet
Kindes Gottes, die stets aus
Gottes ist mehr als ein Rathe
dankbar sein wollten für diesen
treffenden Worten vorgesteckten

nd Lebenswerk steht, so daß es nur

ristentum auf der höchsten bisher er-
liums.“ Wodurch sich dies von dem
daraus, daß er das echte Christentum
u verwirklichen angefangen. Es ist
n Nachfolgern Gestalt gewinnt.

„Ich besorge nicht erst seit gestern,
it weggeworfen, was ich werde wieder
nur die Furcht verhindert, nach und
hätte er nicht zu tun brauchen, wenn

stand zu deutlich im Widerspruch mit
e sich oft gerade da, wo die Menschen
ren, sittlich unfruchtbar. Mit Recht
enlehre ab. Aber er hatte damit zugleich
Form, enthaltene Wahrheit verloren.
ischennatur ist ein schöner Traum.
illusion seiner Zeitgenossen zurückge-
wir gehören.“

sich selbst erlösen könne, nieder, aber
derten Ideals der Humanitätsreligion
ber Gott,“ sondern eine wirkliche Er-
ffenbarung. Christum cognoscere,
dem der Offenbarung übergeordnet,
nur Gottes Wesen und Wille offenbar
d Saladin nicht. „In Christi Angesicht
hichtlichen Entwickelung durch griechische
ar damals wie jetzt vielen unverständ-

n über den Wertunterschied der drei
htbarkeit des Islams; er kann nicht
den des Christentums gedeiht. Das
Zeiten, der Kulturformen, es hat sich
jeder, der es versteht und kann, daran
lt Gottes und seines Christus werde.
us: „Mag die geistige Kultur nun
Ausdehnung und Tiefe wachsen und
sittliche Kultur des Christentums, wie
en“, und dabei zugleich die Zuversicht
Christentum des Worts und Glaubens

eferte Form sich anschließende Glaube
uben. „Und was kein Verstand der
meisten jedenfalls die Gemütsart eines
4, 14) ihre Kraft schöpft. Ein Kind
un würden, wenn wir Lessing nicht
ung des von Geibel uns mit so
de, daß die Tat Bekenntnis sei.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf